BASTEI

STERNEN FAUST



Amok

Band 71 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF • Dänemark 15,75 DKR
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Amok!

von Luc Bahl

Die Explosion zerfetzte das Schott. Er hatte sich abgewandt und seine Augen zusätzlich geschützt, dennoch konnte er nicht verhindern, dass die Splitter gegen seinen Rücken prasselten. Eine Empfindung angesiedelt zwischen Schmerz und unbändigem Vergnügen.

Schmerz, weil er spürte, wie sich einige scharfe Kanten tief in sein Fleisch bohrten, während ihn eine Welle von Vergnügen überflutete, dass sein wahnwitziges Vorhaben geglückt war. Das Betäubungsgas strömte in die Zelle. Doch es konnte ihm nichts mehr anhaben.

Caan war frei!

Rückblende

»Die Ähnlichkeit der beiden ist in der Tat unübersehbar«, sagte Dr. Gardikov, »aber ob sie wirklich miteinander verwandt sind, kann nur eine Gen-Analyse nachweisen.«

Dana Frost hatte sich mit der Schiffsärztin in das Besprechungszimmer neben der Brücke der STERNENFAUST zurückgezogen, um über Davanwil, wie sich der Brax nannte, und dessen mögliche ethnische und genetische Verbindung zu den Morax zu sprechen. Der Brax war erst kürzlich bei einer riesigen Raumstation, die Sonnen verschieben konnte, von einem der Raumschiffe seines Volkes geflohen und hatte auf der STERNENFAUST Asyl gefunden. Nicht zuletzt, weil er Angaben über weitere Relikte der Toten Götter machen wollte.{*}

»Bisher hatten wir keine Zeit, um uns mit solchen Details zu beschäftigen«, fuhr die Ärztin fort.

»Dann sollten wir sie uns jetzt nehmen, wo wir uns aus dem Raumsektor der Brax entfernen«, sagte Dana. »Immerhin sind wir jetzt dank Davanwil in der Lage, einen direkten Vergleich durchzuführen. Er wird uns sicher freiwillig eine Probe zur Verfügung stellen, aber Caan …« Dana war der Gedanke zuwider, den Morax wegen jeder Kleinigkeit betäuben zu müssen wie ein unbezähmbares, wildes Raubtier.

Aber er ist *ein unbezähmbares, wildes Raubtier*, meldete sich eine Stimme in Danas Hinterkopf. Doch als Captain der STERNENFAUST hütete sie sich, diesen Satz laut auszusprechen.

»Caan ist kein Problem«, erwiderte Dr. Gardikov. Es schien, als habe sie Danas Gedanken erraten. »Wir werden ihn noch nicht einmal betäuben müssen, sein dreckiges Geschirr reicht vollkommen.«

»Das heißt, er isst wieder?«

Dr. Gardikov nickte. »Irgendwie sind Morax nicht die Typen, die einen Hungerstreik lange durchhalten, aber das wissen Sie sicher besser als ich, Captain.«

Die Kampf-Kolosse besaßen einen enorm effizienten Stoffwechsel, um ihre massigen Körper fit und voll einsatzfähig zu halten. Dazu benötigten sie Unmassen an hochwertiger, proteinreicher Nahrung, die sie mehrmals am Tag in sich hineinstopften. Dana erinnerte sich an die Zeit ihrer Gefangenschaft an Bord diverser Morax-Raumer. Als Leibsklavin eines Morax-Heerführers hatte sie Gelegenheit genug gehabt, die Essgewohnheiten dieser raumfahrenden Barbaren zu beobachten und hatte ihnen sogar ihre heiß geliebten fettigen Pilzpasteten namens *Trepran* servieren müssen.

»Wenn Sie gestatten, Captain – ich werde mich dann mal der Genanalyse widmen.« Die Ärztin erhob sich und verließ das Büro des Captains. Dana blieb allein und nachdenklich im Besprechungsraum zurück. Sie hatte das Bedürfnis, ein wenig allein zu sein, hatte doch das

Gespräch mit der Schiffsärztin üble Erinnerungen an ihre Zeit als Sklavin bei den Morax wachgerufen.

Manieren im menschlichen Sinne, dachte sie versunken in ihren Erinnerungen, *hatte wahrhaftig keiner von denen. Aber sie wussten genau, was sie wollten, auch beim Essen. Wehe, es fehlte ein bestimmtes Gewürz oder eine Sauce war nicht sämig genug. Das bekam den verantwortlichen Sklaven schlecht!*

Ihr fiel eine grausame Szene an Bord von Taurs gigantischem Schiff ein. Taur war ihr erster »Besitzer« gewesen. Parchap, ein aufbrausender Unterführer, hatte seinem Koch, einem J'ebeem-Sklaven, befohlen, wilonesisches Zuckfleisch zuzubereiten. Zu viert hatten der Koch und seine Gehilfen den riesigen Kessel mit der Mahlzeit in den Raum geschleppt. Dana hatte erst nach dem Fest erfahren, dass dieses Fleisch in einer scharf gewürzten, aber höchstens lauwarmen Suppe serviert werden musste. Das besondere der Suppe war, dass in ihr, von zwei Netzen am Boden der Terrine festgehalten, ein Pärchen Zittermulare schwimmen mussten. Diese kleinen, blinden fischartigen Wesen stießen in der Paarungszeit elektrische Signale aus, mit denen sie einerseits Geschlechtspartner anlockten und gleichzeitig Konkurrenten und Feinde auf Distanz hielten.

Zittermulare waren fast immer paarungsbereit und an warme Flüssigkeit gewöhnt. Selbst die Gewürze schadeten dieser winzigen Lebensform nicht, deren Heimat sich wohl auf einem der Morax-Planeten befand. Daher waren sie für eine solche Suppe geradezu ideal. Trotzdem musste man bei der Zubereitung wilonesischen Zuckfleisches auf einige Dinge besonders achten. Das Fleisch in der Suppe musste frisch sein, da es ansonsten die elektrischen Impulse der Zittermulare nicht mehr auffangen konnte. Vor allem aber musste der Koch dafür sorgen, dass sich das Netz, in dem die fischartigen Wesen gefangen gehalten wurden, möglichst engmaschig war. Gelang es den paarungsbereiten Zittermularen nämlich erst, sich zu finden und sich mit der Paarung zu beschäftigen, war es mit der Abgabe der leichten Stromstöße – und damit auch mit dem Zucken des Fleischs in der Suppe – vorbei.

Leider hatte der Kochsklave Parchaps einen kleinen Riss im Netz übersehen, das die beiden Tiere in der Suppe voneinander trennen sollte. Und das Zuckfleisch hörte natürlich genau in dem Moment auf, sich pulsierend in der Brühe zu bewegen, als der bedauernswerte J'ebeem vor den Augen seines Besitzers den Deckel von der Terrine hob. Noch ein, zwei müde Zucker, dann schwamm das Fleisch so tot in der Suppe, wie es ja auch schon zuvor gewesen war.

Unglücklicherweise hatte der Morax ein paar seiner Freunde zum gemeinsamen Verzehr dieser exquisiten Spezialität eingeladen. Dana, die gerade im Auftrag Taurs etwas bei Parchap zu erledigen hatte, war schon zuvor aufgefallen, dass der Koch für einen J'ebeem ungewöhnlich blass aussah, wahrscheinlich wegen seines langen Aufenthalts in der harten Strahlung, die auf jedem Schiff der Zuur-

Morax herrschte und gegen das diese immun waren. Nun, als der J'ebeem sah, dass sich die Zittermulare hatten befreien können, nahm er langsam die Farbe eines frisch gewaschenen weißen Bettlakens an, was für einen rothäutigen J'ebeem fast ein Ding der Unmöglichkeit war.

Der Koch war aus gutem Grund blass geworden. Denn sein erzürnter Herr befand sich in einer misslichen Lage: Wäre er allein gewesen, hätte Parchap wahrscheinlich kurzen Prozess gemacht und den Koch mit einem wohl gezielten Hieb seines Monoschwerts enthauptet. Im besten Fall hätte er ihn nur ganz fürchterlich verdroschen und dann zum Dienst bei den Reaktoren abkommandiert. Eine Arbeit allerdings, die kein Sklave lange überlebte.

Aber es war eine vollkommen hypothetische Überlegung, ob das eine oder andere Schicksal das bessere Los für den Koch gewesen wäre. Parchap musste vor seinen Freunden das Gesicht wahren und das hieß, er musste sich als angemessene Bestrafung etwas Besonderes ausdenken – und das auf nüchternen Magen. Hinzu kam, dass ihn einer seiner Freunde auch noch mit der Tatsache demütigte, dass er seinen eigenen Leibkoch herbeiholen ließ. Dieser tischte dann tatsächlich kaum zwanzig Minuten später ein – wie es schien – exzellentes mehrgängiges Gericht mit einer perfekten Zuckfleischsuppe als erstem Gang auf.

Während die Gesellschaft der Morax aß und trank, lachte und – mit Ausnahme des gedemütigten Parchap – das Leben aus vollen Zügen genoss, hatte der Koch das seine auf eine perfide und qualvolle Weise aushauchen müssen. Parchap hatte ihn auf ein Gestell binden lassen und einen gewaltigen Trichter zwischen seine Kiefer gerammt. Schluck für Schluck und Bissen für Bissen zwang man den Koch auf diese Weise dazu, seine kalte Suppe hinunterzuschlucken. Sein Leib blähte sich auf unnatürliche Weise auf. Der Tod wurde aber nicht von der ungeheuren Menge an Flüssigkeit hervorgerufen, die ursprünglich für eine Gruppe von vier Morax-Kriegern bestimmt gewesen war, von denen jeder einzelne allein normalerweise das fünffache eines durchschnittlichen Menschen oder J'ebeem vertilgen konnte.

Der Koch starb letztendlich an der Abwehrmaßnahme der Zittermulare, mit der diese Fischartigen ihren inzwischen am Boden des gewaltigen Kessels abgelegten Laich schützen wollten.

Die Zittermulare verteilten nämlich nach der erfolgreichen Befruchtung der Eier einen dünnen Film über das Gelege. Dieser härtete schnell aus und wollte ein Räuber versuchen, sich über die Eier herzumachen, zersplitterte die dünne Schutzschicht zu winzigen, skalpellscharfen Nadeln. Dabei war es egal, ob diese winzigen Geschosse nur die Mundpartie oder gleich die Innereien des Fressfeindes zerstörten. Die Splitter waren so fein, dass sie jede Art von organischem Gewebe perforierten.

Letztlich starb der Koch also an jenen winzigen, nadelspitzen Pfeilen, die mühelos durch seine Magen- und Darmwände drangen.

Dana erbebte nach wie vor innerlich, wenn sie an die bei den Morax

erlittenen Grausamkeiten zurückdachte und es schüttelte sie regelrecht, als ihr dieses Erlebnis bei Dr. Gardikovs Gespräch wieder eingefallen war.

Wahrscheinlich, weil sie Caans Hungerstreik erwähnt hat … Aber es ist müßig, sich darüber jetzt noch viele Gedanken zu machen, dachte Dana, entschlossen, die düsteren Gedanken zu verdrängen. *Meine Sklavenzeit ist vorbei.* Es war allerdings beunruhigend, dass die Vergangenheit sie trotz des Rituals mit ihrer Shisheni-Schwester offensichtlich immer noch stärker im Griff hatte, als es ihr lieb war.

Ich muss mich auf das Hier und Jetzt konzentrieren!, dachte sie energisch. Sie war Captain dieses Schiffes und wollte auch weiterhin ruhig und diszipliniert erscheinen. Das Schiff konnte keinen kommandierenden Offizier gebrauchen, der bei der kleinsten Erschütterung aus der Haut fuhr.

»Alles andere ist viel zu gefährlich«, murmelte sie. Sie würde es sich nie verzeihen können, wenn aufgrund einer Unaufmerksamkeit von ihr die STERNENFAUST oder eins ihrer Mannschaftsmitglieder irgendeinen Schaden erlitte.

In diesem Augenblick summte es an der Tür, die zur Brücke führte. Dankbar für die Ablenkung aktivierte Dana die Kamera. Sie erkannte sofort, dass Kkiku'h vor der Tür stand. Der insektenartige Mantide stand so dicht vor der Kameralinse, dass sein Auge nur als schillerndes Muster aus hellgelben bis dunkelbraunen Parallelogrammen zu sehen war. Ein Teil seiner Fühler ragte wie ein Schlauch aus dem Augenmuster heraus. Wahrscheinlich wollte er sie mit dem Anblick verwirren.

Ein Spaßvogel wie immer, dachte Dana amüsiert. Sie freute sich wirklich, dass der mantidische Journalist sie besuchen kam.

»Kkiku'h!«, grüßte sie ins Mikrophon und drückte auf den Türöffner. Der Kopf des Mantiden befand sich wie erwartet keine zehn Zentimeter von der Kamera entfernt, die deshalb nur ein Stück seines linken Auges und der darüber befindlichen Fühlerwurzel erfasste. Kkiku'h wollte eintreten, doch Dana hielt ihn davon ab.

»Warte«, sagte sie. »Wir gehen woanders hin, wo es nicht ganz so ungemütlich ist.« Der Besprechungsraum war zwar im Prinzip für den Mantiden gerade groß genug. Doch im Moment standen zahllose Gegenstände wie Translatoren, Aufzeichnungs- und Analysegeräte herum, die für die Gespräche mit dem Brax benötigt wurden.

Kkiku'h ließ ein knarrendes Geräusch ertönen, das der Translator nicht übersetzte. Doch Dana wusste, dass es ein Laut der Zustimmung war.

*

»Er hatte schon wieder einen Anfall«, sagte Marine Pablo DiMarco halb interessiert, halb angewidert. Er schob gerade zusammen mit seinem

Kollegen Philipp Harris Wachdienst vor Caans Zelle. Dr. Gardikov runzelte die Stirn. Das kaum handflächengroße Guckfenster in der Zellentür wirkte beschlagen. Das lag höchstwahrscheinlich an dem geruchs- und farblosen Betäubungsgas, dass immer dann in den Raum gepumpt wurde, wenn einer der Marines ihn betreten musste. Der Morax ließ keine Gelegenheit aus, zu zeigen, wie viel er gegen die Gefangenschaft einzuwenden hatte, und ohne dass man ihn eine Weile außer Gefecht setzte, hätte man weder die Zelle reinigen noch Caan selbst untersuchen können. Das Gas ließ sich mit Dampf wieder aus der Atemluft ausfällen, so dass es als Nebel problemlos wieder abgesaugt werden konnte.

Dass das Glas des Gucklochs jetzt beschlagen war, deutete für Dr. Gardikov darauf hin, dass es die Marines mit der Dosis nicht so genau genommen und eine derart große Menge Gas in die Zelle gepumpt hatten, dass man eine ganze Horde von Morax damit hätte schlafen legen können.

»Wenn ich Sie richtig verstanden habe, sollte doch nur seine Zelle gereinigt werden! War es da nötig, ihn mit so einer großen Menge Gas zu betäuben?«, knurrte sie angewidert. »Ihr bringt ihn noch um!«

»Nein, es ist nicht so, wie …«, sagte Harris mit leichter Panik in der Stimme. Immerhin nahm Dr. Gardikov einen vorgesetzten Rang in der Schiffshierarchie ein.

Doch die Ärztin achtete nicht auf die Unterbrechung. »Wenn Caan durch eure Aktion schließlich ins Koma fällt und oder wirklich stirbt, dann wisst ihr, was das für euch bedeutet!«, schimpfte sie zornig drauflos. »Captain Frost sperrt euch dann persönlich in die frei gewordene Zelle, dafür werde …!«

»Psst!«, sagte jetzt DiMarco. »Lieutenant, hören Sie doch!«

Verblüfft über die unerwartete Unterbrechung starrte die Ärztin die Marines an und spürte, wie unbändiger Zorn in ihr hochkochte. Was fiel denen denn ein, so mit ihr zu reden? Sie wollte gerade wieder loslegen, da hörte sie es auch. Ein leises Brummen, unterbrochen von regelmäßigen, kaum lauteren Klack-Geräuschen. Ihr Zorn wandelte sich auf der Stelle in Neugier.

»Was ist das?«, fragte sie leise, um das ominöse Geräusch nicht zu übertönen.

»Das ist der Reinigungsroboter«, erklärte Harris eifrig, in der Hoffnung, Dr. Gardikov damit von einer weiteren Gardinenpredigt abzuhalten. »Oder besser gesagt, das, was Caan davon übrig gelassen hat.«

»Er hat das Ding mit den bloßen Fäusten zerschlagen und wie wild auf den Einzelteilen herumgetrampelt«, ergänzte DiMarco beflissen.

»Woher kommt dann dieses Klacken?«

Harris zuckte mit den Schultern. »Anscheinend funktioniert noch irgendein Teil vom Antrieb und verursacht dieses Klacken und Brummen. Aber ich bin sicher, der Reinigungsroboter selbst funktioniert nicht mehr.«

Dr. Gardikov nickte. Noch hatte sie ihre grimmige Miene nicht abgelegt. Doch inzwischen hatte sie an der Anzeige gesehen, dass sie den beiden Marines unrecht getan hatte: sie hatten tatsächlich nur die vorgeschriebene Menge an Betäubungsgas in die Zelle geleitet. Der Motor des Reinigungsroboters, den Caan in einem seiner zahllosen Wutanfälle zerstört hatte, verwirbelte nun den Gasnebel und war auch die Ursache für die beschlagene Scheibe.

»Dumme Situation!«, murmelte Dr. Gardikov. »Aber ich sollte die Zeit nutzen, solange Caan bewusstlos ist.«

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte DiMarco verwirrt.

»Erstens.« Die zierliche, rotblonde Ärztin zählte die folgenden Argumente an ihren Fingern ab, um ihren Standpunkt gegenüber den beiden wesentlich größeren und stämmigeren Marines deutlicher zu machen. »Es gibt sicher noch einen weiteren Reinigungsroboter, der die Arbeit von dem kaputten da drin fortsetzen kann, oder?«

Harris und DiMarco nickten.

»Also nutzen wir die Zeit, um den kaputten herauszuholen und die Zelle mit einem neuen sauber zu machen. Zweitens …« Sie fuchtelte mit dem abgespreizten Zeigefinger unter DiMarcos Nase herum. »Zweitens will ich auch in die Zelle und brauche deshalb eine Gasmaske.«

Jetzt starrten sie die beiden Marines verständnislos an.

»Ich muss unseren Gefangenen untersuchen«, präzisierte Dr. Gardikov. »Ich will mal einen Blick auf seine Beißerchen werfen, bevor er dazu kommt, mir den Arm abzukauen – und bei der Gelegenheit erleichtere ich unseren Gast auch noch um eine Speichelprobe für eine Genanalyse, wenn Sie's genau wissen wollen,« fügte sie ironisch hinzu.

Harris rannte los, um einen weiteren Roboter aufzutreiben, während DiMarco in sein Com nuschelte und Roy Takashi den Vorfall mit dem defekten Gerät meldete. Zuvor hatte er der Ärztin noch die Tür zu einem Stauraum im Gang neben der medizinischen Station aufgeschlossen. Hier befanden sich unter anderem einige Gasmasken, die die Marines in der Nähe der Hochsicherheitszelle deponiert, hatten.

»Gehen Sie erst rein, wenn Harris wieder da ist, Lieutenant«, sagte DiMarco, während Dr. Gardikov nach einer der Masken kramte. »Sicherheitshalber«, fügte er nach einer Pause noch hinzu. *Und ich hoffe, er denkt daran und bringt noch ein, zwei Mann Verstärkung mit!*

»Na, dann will ich mal warten und darauf hoffen, dass die Betäubung diesmal etwas länger anhält«, erwiderte Dr. Gardikov bissig. Nach allen bisherigen Erfahrungen sollte der Morax von einer Dosis des Betäubungsmittels mindestens eine halbe Stunde bewusstlos bleiben. Am Display der Gaszufuhr konnte sie ablesen, dass das Ventil vor fünfzehn Minuten geöffnet worden war. Aber es war schon öfter benutzt worden und es stand zu befürchten, dass die gegen Gifte und Strahlungen extrem unempfindlichen Morax sich schnell an so etwas gewöhnten und dagegen immun wurden.

Und wenn es das nicht ist, dann will ich jetzt auch nicht hoffen, dass Caan

dank der Verwirbelung des Gases diesmal eine geringere Dosis abbekommen hat.

Keine zwei Minuten später war Harris mit zwei weiteren Marines und einer aufgebrachten Sergeant Ndogo wieder zur Stelle. Geschützt durch Gasmasken und eskortiert von zwei schwer bewaffneten Marines betrat die Ärztin die Zelle. Inzwischen hatte sich auch der Nebel etwas gelichtet, da die Lüftung einen Teil des Gases mittlerweile abgepumpt hatte.

Der wuchtige, mindestens eine Vierteltonne schwere Körper des Morax lag halb seitlich, halb auf dem Bauch und schnarchte ohrenbetäubend. Dank der seitlich aus seinem Mund herausragenden Reißzähne gelang es ihr, die Lippen Caans ein Stück auseinanderzuziehen. Sie tränkte ein Wattestäbchen mit dem übel stinkenden Speichel des Morax, während der Rest unkontrolliert zu Boden troff. *Appetitlich!*, dachte sie angewidert und schob das Stäbchen sofort in einen kaum daumendicken Probenbehälter, dessen kleine Klappe sich augenblicklich schloss. Darin war es vor weiteren Verunreinigungen geschützt. Glücklicherweise würde sie das Stäbchen nicht mehr anfassen müssen – die Behälter waren normiert und konnten, so wie sie waren, in die Analysegeräte geschoben werden.

Ohne weitere Zwischenfälle verließen sie die Zelle wieder.

»Dann soll er eben in seinem Dreck ersticken«, ereiferte sich Wanda Ndogo gerade vor der Zellentür. Sie war für die Warenwirtschaft an Bord der STERNENFAUST zuständig und ihrem strengen Regiment unterstanden gleichermaßen Küche, Vorräte und Reinigungspersonal. Es war bekannt, dass sie wenig Begeisterung dafür aufbrachte, wenn etwas von der knapp bemessenen Ausrüstung an Bord der STERNENFAUST zu Bruch ging.

Harris seufzte innerlich. Noch jemand, der sich aufregte! Es war nun mal ein Morax, den sie hier festhielten und keiner der ordentlichen Shisheni, die Unordnung als Ineffizienz betrachtet hätten.

»Es gibt jetzt nur noch ganze zwei Geräte, die zur Reinigung der Zelle dieses Ungeheuers geeignet sind!«

»Wo ist dann das Problem, Sergeant?«, mischte sich Dr. Gardikov unvorsichtigerweise in die Debatte ein. Eine recht einseitige Diskussion, um genau zu sein, denn Harris und DiMarco schwiegen betreten. Sie wirkten so kleinlaut wie bei einem Streich ertappte Jungs, obwohl sie für die Zerstörung des Roboters nicht verantwortlich gemacht werden konnten.

»Das Problem, Lieutenant«, fauchte die um zwei Köpfe größere Wanda Ndogo zu Dr. Gardikov herab, »ist, dass jedes dieser Geräte ziemlich teuer ist. Genauso schwerwiegend ist aber, dass wir auf der STERNENFAUST diesen Typ Roboter nicht nur zur Reinigung der Zelle dieses Untiers benötigen. Zerlegt dieses Monster in einem neuen Anfall noch einmal so ein Gerät, dann versinkt nicht nur seine Zelle im Dreck, sondern auch weite Teile des restlichen Schiffs!«

Wanda schnaufte voller Empörung und fixierte die Ärztin mit

funkelnden Augen. Im Grunde mochte Simone Gardikov die hochgewachsene, schlanke Frau mit der dunklen Hautfarbe. Die Versorgungsoffizierin besaß Charakter und einen eigenen Kopf – sie ließ sich von niemandem, selbst dem rüpelhaftesten Marine, auf der Nase herumtanzen. Und das schloss auch die Offiziere wie Dr. Gardikov mit ein.

»Vielleicht kann einer von Jeffersons Leuten das Gerät ja wieder instand setzen«, schlug Harris jetzt mit kläglichem Grinsen vor. DiMarco und auch Dr. Gardikov konnten sich angesichts des traurigen Trümmerhaufens, den sie aus Caans Zelle gekehrt hatten, ein kurzes Auflachen nicht verkneifen. Nur Wanda Ndogo fand den Anblick offensichtlich alles andere als komisch.

»Als ob Jefferson und sein Team nichts Wichtigeres zu tun haben«, knurrte sie. »Und selbst wenn sich Jefferson persönlich mit dem Schrott beschäftigt, wird er das Ding nicht wieder zum Laufen bringen. Ein zerschossenes Bergstrom-Aggregat, ja, damit wird er fertig! Ein Reinigungsroboter – niemals!«

»Ich verstehe«, sagte Dr. Gardikov mit einem maliziösen Lächeln, »aber ich fürchte, wir können Caan nicht einfach in seinem Dreck ersticken lassen.«

»Dann muss er halt immer dann, wenn seine Zelle sauber gemacht werden soll, mit diesem Zeug betäubt werden, dass Sie ja ohnehin einsetzen, um ihn ruhig zu stellen«, sagte Ndogo und wedelte mit der Hand.

»Es ist medizinisch nicht ganz unbedenklich, ihn dauernd dem Betäubungsgas auszusetzen«, sagte Dr. Gardikov jetzt wieder völlig ernst. Sie wanderte durch den Vorraum vor der Zelle und öffnete eine schmale Tür zu einem angrenzenden Labor, das in zwei verschieden große Räume unterteilt war. Sie ließ die Tür offen und tatsächlich rief ihr Sergeant Ndogo hinterher: »Dann haben Sie ein Problem, Lieutenant!«

»Bitte, Sergeant«, sagte Dr. Gardikov und drehte sich um, »einigen wir uns darauf, dass hier nur einer ein Problem hat: Caan.« Sie schob den kleinen Behälter mit der Speichelprobe in ein Analysegerät, das mit leisem Summen anlief. Im Grunde handelte es sich noch nicht um die Apparatur, in der die Genbestimmung vorgenommen wurde, sondern nur um eine Art Schleuse. Durch sie wurde die Probe in den hinteren, größeren Teil des Labors befördert, das zur Krankenstation gehörte. Hier herrschten, vom vorderen Bereich sorgfältig abgeschirmt, in jeglicher Hinsicht Reinraumbedingungen. Diesen weitgehend automatisierten Bereich des Labors durften Menschen, selbst in Schutzkleidung, nur in Notfällen betreten. Die Arbeit, die hier gemacht wurde, konnte von außen gesteuert werden.

»In Ordnung«, erwiderte Ndogo mit einem kaum wahrnehmbaren, versöhnlichen Unterton in der Stimme, der jedoch nur während ihrer ersten Worte zu vernehmen war. »Einigen wir uns darauf. Ein Problem mehr für diese Bestie! Entweder er erstickt in seinem Dreck oder er

verkraftet dieses Zeug.«

Dr. Gardikov nickte, erwiderte jedoch nichts mehr, denn sie konzentrierte sich auf die Einstellungen des Geräts. Sie hörte nicht mehr, wie sich Wanda Ndogo mit einem gemurmelten Gruß verabschiedete, um sich um andere Teile der STERNENFAUST zu kümmern.

Als die Ärztin aus der Schleuse trat und die Tür schloss, überlegte sie kurz.

»Lange genug.«, sagte sie leise zu sich. Sie griff nach ihrem Com und drückte zwei Tasten. Fast zeitgleich, so als hätte er auf ihren Anruf gewartet, erschien das kaum daumennagelgroße Bild vom Gesicht des Brax auf dem winzigen Monitor.

»Davanwil«, sagte sie, »es ist Zeit, dass ich ihren Verband wechsele.«

»Oh, ich denke«, antwortete der Brax, dessen Worte simultan vom Translator übersetzt wurden, »dass die Wunde dank Ihrer Hilfe gut verheilt.« Falls in seiner Stimme Überraschung oder Misstrauen klangen, übersetzte der Translator diese nicht mit.

»Gut!«, sagte Gardikov. »Dann wollen wir auch, dass das so bleibt. Also kommen Sie rasch herüber. Wir benutzen atmungsaktives Verbandsmaterial und das muss standardmäßig jeden Tag ausgewechselt werden. Nur zu Ihrer Sicherheit.«

»Gut, ich komme sofort.«

Er lebt sich gut ein, dachte die Ärztin, als sie wenige Minuten später den Verband an Davanwils Stichwunde wechselte. *Es wäre in der Tat unnötig gewesen, ihn neu zu verbinden. Die Wunde heilt gut ab.* Aber das war im Grunde auch gar nicht ihr Motiv gewesen, als sie den Brax zu sich bestellte. An dem alten Verband würde nämlich genug Genmaterial hängen bleiben, um damit ebenfalls eine exakte Genanalyse machen zu können. Sie wusste selbst nicht richtig, warum sie Davanwil gegenüber nicht ehrlich war, aber irgendetwas trieb sie dazu, sich das Material auf diesem Weg zu besorgen – und zwar ohne ihn nach seiner Einwilligung zu fragen. Es war ein vages Gefühl des Misstrauens, das sie zu diesem Schritt veranlasste.

*

Gerade erst aufgewacht, erschütterte ihn die Gewissheit, dass sich tatsächlich einer der bleichen Affen an Bord dieses Schiffes befand, in einem Maße, dass er beinahe wieder das Bewusstsein verloren hätte. Doch nicht genug damit, der Brax konnte sich offensichtlich auf dem Schiff der Feinde frei bewegen – und das konnte nur eines bedeuten: Verrat!

Er hatte die bleichen Affen noch nie gemocht. Aber das Bündnis besagte nun einmal, dass sie letztlich die gleichen Ziele verfolgten und für eine gemeinsame Sache kämpften. Auch dann, wenn dies zu Streit über die Mittel und Wege führte, wie dieses Ziel zu erreichen sei. Das

war hinzunehmen, immerhin dienten sowohl diese bleichen Wesen als auch die Morax dem gleichen Herrn. Darüber hinaus war es eine Tatsache, dass die bleichen Affen sich in der Regel in größerer Nähe zu Denuur befanden, als die meisten Morax auf ihren Riesenraumern. Es war also nicht auszuschließen, dass sie Zugang zu mehr Macht und mehr Wissen hatten als Caan und sein Volk.

Unter der Obhut von Denuur waren sie, die Morax, die Brax und noch einige andere Völker, im Grunde unbesiegbar. Und das seit Äonen. Warum also hatte sich dieser verfluchte Affe von seinesgleichen abgewandt und war an Bord der Todfeinde gekommen? Und zwar ganz offensichtlich aus freien Stücken …

Caan tat das Auge weh, so fest hatte er es vor Abscheu gegen das Guckloch gepresst, aber er unterdrückte den Schmerz heldenhaft. Würden sie ihn richtig überwachen, so wie Morax es mit eingekerkerten Gefangenen taten – was selten vorkam, denn meist landeten die Gefangenen sofort in den Sklavenquartieren –, dann hätten sie den Riss in der Folie des Gucklochs längst entdeckt. Sie waren so dumm, diese verachtenswerten Kreaturen, denen es nur mit Hinterlist und Tücke gelungen war, ihn zu besiegen und einzusperren. Bestimmt gab es versteckte Kameras, die jeden Winkel seiner Zelle erfassten, aber genauso sicher schenkte niemand seiner Bewacher den Monitoren, auf dem diese Bilder überspielt wurden, mehr als nur einen flüchtigen Blick.

Zusätzlich zu den Überwachungskameras befand sich in der Zellentür ein Guckloch, durch das diese Sklaventiere von außen in die Zelle hineinschauen konnten. In dem Loch befand sich eine Linse, die dem Blick einen möglichst breiten Winkel bieten sollte. Von der Innenseite war die Linse mit einer undurchsichtigen Schicht überzogen, die genau das verhindern sollte, was er gerade tat: nämlich hinauszusehen.

Doch die Folie hatte seinen Krallen keinen nennenswerten Widerstand geboten und so hatte er ein winziges Loch hineinkratzen können, gerade groß genug, um die Sicht auf einen winzigen Ausschnitt außerhalb der Zelle zu ermöglichen. Der Gipfel seines kleinen Triumphes war gewesen, als das erste, was er durch die schmale Öffnung hatte sehen können, das fahrbare Gestell gewesen war, auf dem sich der Monitor befand, der an die Überwachungskameras seiner Zelle angeschlossen war. Er stand in einem spitzen Winkel zu ihm, so dass er kaum erkennen konnte, welcher Zellenabschnitt gerade gezeigt wurde.

Aber – und das war viel wichtiger, ja, das eigentlich Entscheidende – Caan konnte genau sehen, wann sich einer seiner meist zutiefst gelangweilten Wächter mit müder Geste dem Bildschirm zuwandte. Dazu rollte meist einer von diesen schmächtigen Burschen auf seinem Stuhl heran, genug Zeit, sich auf den Boden sinken zu lassen und schlafend zu stellen. Das hieß, sie würden nicht mitbekommen, dass er sie beobachten konnte – und das konnte ihm vielleicht einen

entscheidenden Vorteil verschaffen.

Sie hatten ihn wahrscheinlich schon häufiger auf dem Boden als auf der hässlichen Pritsche schlafen gesehen, die eigentlich als sein Bett vorgesehen war und die für ihn viel zu schmal, zu kurz und zu unbequem war.

Wäre es nicht so bitter und deprimierend gewesen, ausgerechnet von diesen Wesen gefangen und eingesperrt worden zu sein, er hätte laut gelacht über die Ungeschicktheit seiner Feinde.

Täusche den Feind mit der Normalität, schoss es ihm durch den Kopf und er überlegte, wo er diesen Satz schon einmal gehört hatte. Es fiel ihm nicht ein. Außerdem gab es in diesem Augenblick etwas Wichtigeres zu sehen als über Philosophie nachzudenken. Direkt vor seinen Augen behandelte dieses winzige Weibchen seiner Feinde einen unbedeutenden Kratzer, den sich jemand offensichtlich als Folge einer Stichverletzung zugezogen hatte. Eine lächerliche Wunde, die einen echten Morax-Kämpfer noch nicht einmal zu einem Stirnrunzeln veranlasst hätte, geschweige denn, sie sich verarzten zu lassen. Doch es war nicht die Geringfügigkeit der Verletzung, die Caans Empörung hervorrief, sondern wer sich behandeln ließ.

»Ein bleicher Affe! Er ist tatsächlich an Bord dieses Schiffes. Er *muss* ein Verräter sein!«

Er konnte die Ehrlosigkeit dessen, was er da sah, kaum fassen. Es verursachte bei ihm deutlich mehr Kopfschmerzen als das verfluchte Gas, mit dem sie ihn regelmäßig außer Gefecht setzten.

*

Als Dana mit Kkiku'h die Kantine betrat, drängelten sich einige Marines und Crewleute in auffälliger Eile und ohne in vorgeschriebener Weise zu grüßen an ihnen vorbei und aus der Kantine hinaus. Der Einzige, der sie korrekt grüßte und dann ebenfalls die Kantine verließ, war Simon E. Jefferson, der Leitende Ingenieur der STERNENFAUST. Dana runzelte die Stirn angesichts des merkwürdigen Benehmens ihrer Crew und nahm sich vor, dem nachzugehen. Besser, derartige Disziplinlosigkeiten im Keim zu ersticken, bevor sich die schlechte Stimmung an Bord ausbreitete. Doch zunächst konzentrierte sie sich auf das Gespräch mit Kkiku'h.

»Wie läuft es so auf der LEKKEDD?«, fragte Dana, nachdem sie und Kkiku'h es sich gemütlich gemacht hatten.

Kkiku'h stieß einige knarrende Laute aus, die der Translator nicht übersetzen konnte. Stattdessen erschien auf dem Display lediglich der Hinweis: *Möglicherweise ein Ausdruck von Ungeduld.*

»Ich weiß, du bist nicht hierhergekommen, um Smalltalk zu führen«, setzte Dana erneut an.

»Entschuldige«, antwortete Kkiku'h, »aber ich wollte das Problem mit dir persönlich bereden, nicht über Bordfunk und erst recht nicht in

der großen Runde.«

Mit der großen Runde meinte er die Captains der verschiedenen Schiffe, die an der Expedition teilnahmen. In regelmäßigen Abständen wurde miteinander das weitere Vorgehen oder anstehende Probleme besprochen.

Es sieht so aus, als habe sich der Kreis um Bruder William seit dem Desaster im Drei-Sonnen-System nicht weiter ins Zeug gelegt, was die Verständigung angeht, dachte Dana, behielt ihre Überlegung jedoch für sich, da auch Kkiku'h eine nicht völlig durchsichtige Rolle während dieses Abenteuers gespielt hatte.{*} Sie ahnte, worum es dem Mantiden jetzt ging. Dabei wäre dieser Kreis, der die Kommunikation zwischen den Spezies auf einer informellen Ebene stärken sollte, die richtige Adresse für Kkiku'hs Anliegen gewesen. Aber sie konnte ihm nicht übel nehmen, dass er sich in einer beinahe menschlichen Reaktion direkt an sie gewandt hatte und dabei die formellen Instanzen außer Acht gelassen hatte.

»Es handelt sich um den Brax.«

»Davanwil«, sagte Dana.

Sie wusste genau, was Kkiku'h wollte, fand aber, dass er es selbst formulieren sollte.

»Hat er schon irgendwelche interessanten Informationen preisgegeben?«

Dana schüttelte den Kopf. Sie und Kkiku'h kannten sich lange genug, sie konnte auch auf diese nonverbale Weise reagieren und dabei davon ausgehen, von dem Mantiden verstanden zu werden. Doch Kkiku'h zögerte mit weiteren Fragen.

Spuck's schon aus, dachte sie etwas ungeduldig.

»Ich würde gerne bei einer der nächsten Befragungen dabei sein«, sagte Kkiku'h, als habe er Danas Gedanken gelesen.

»Du möchtest nicht bei *einer* der nächsten, sondern bei *der* nächsten Befragung dabei sein.«

»Und das Gespräch aufzeichnen … natürlich!«

»Natürlich«, erwiderte Dana. Ihr war keine Regung anzusehen.

»Das macht dir doch nichts aus? Ich gehe davon aus, dass ihr doch ohnehin alles aufzeichnet. Oder?«

»Sicher tun wir das«, sagte Dana. »Und die Aufzeichnungen stehen auch allen Expeditionsteilnehmern unzensiert zur Verfügung, wie du ja weißt.«

»Ja«, erwiderte Kkiku'h knapp.

»Du würdest trotzdem gerne dabei sein. Live sozusagen.«

»Richtig.« Er machte eine kleine Pause. Es wirkte, als ob er verlegen sei.

»Eventuell fällt mir ja eine Frage ein, die wir dem Brax sinnvollerweise stellen sollten, die bisher noch nicht …«

Dana seufzte und sah im gleichen Augenblick, dass das Display von Kkiku'hs Translator einige mantidische Schriftzeichen anzeigte. *Wahrscheinlich steht da jetzt »Ausdruck der Resignation« oder so was*

Ähnliches, dachte sie amüsiert.

Am liebsten hätte sie sich den Brax noch einmal alleine vorgenommen, was seine Herkunft anging. Nicht ganz alleine natürlich, sondern zusammen mit Bruder William. Nicht, dass sie prinzipiell etwas gegen Kkiku'hs Anwesenheit hatte, sie waren schließlich befreundet und Dana, vertraute dem Mantiden. Aber sie ahnte es; machte Kkiku'h seine Teilnahme an den Verhören bekannt, würden sich umgehend auch Vertreter der Kridan, der Starr, der Shisheni und der J'ebeem melden, um ebenfalls bei den Befragungen persönlich anwesend zu sein. Dann aber würden die Gespräche augenblicklich ihren informellen, zwanglosen Charakter verlieren und bekämen etwas von einem Verhör.

»Ich schlage einen Kompromiss vor«, sagte sie nach kurzem Nachdenken. »Bei *einem* der nächsten Gespräche bist du dabei.«

Es konnte nicht schaden, dass der Mantide seine Meinung zum bisherigen Stand der Ergebnisse aus den Gesprächen mit Davanwil abgab. Sie betrachtete Kkiku'h, doch ihm war nicht anzusehen, ob er sich von ihr mehr versprochen hatte oder mit dem Ergebnis zufrieden war.



Als Simon E. Jefferson etwa eine Viertelstunde vor Captain Frost und Kkiku'h die Kantine betreten hatte, hatte er sich eigentlich nur einige Nahrungsriegel aus dem Automaten ziehen wollen. Doch im gleichen Moment, als er das Schott öffnete, brach eine offensichtlich lebhafte Debatte zwischen einigen Marines und Crew-Mitgliedern abrupt ab. Das Schweigen, das ihn empfing, wirkte höchst verdächtig, da die Männer nicht nur wie auf Kommando in ihrer Rede innehielten, sondern auch ihre Bewegungen plötzlich erstarrten.

Jefferson tat zunächst so, als hätte er nichts bemerkt, ging zu dem Automaten und zog sich eine Dreierpackung Schokoriegel. Es interessierte ihn natürlich, worüber die Marines und Fähnriche geredet hatten und so beschloss er, ein wenig beim Gespräch mitzuhören. Auffällig gelassen wickelte er einen der Riegel aus und biss hinein, während er zum Türschott ging. Normalerweise waren die Schotts so eingestellt, dass sie sich in einem schnellen Tempo öffneten oder schlossen. Schließlich war der Sondereinsatzkreuzer STERNENFAUST kein Passagierschiff, wo auf ältere und langsamere Reisende Rücksicht genommen werden musste, die von der raschen Bewegung möglicherweise irritiert worden wären.

Aber Jefferson war nicht umsonst der Leitende Ingenieur der STERNENFAUST und so drückte er, während er die Kantine ein Liedchen summend verließ, eine bestimmte Tastenkombination an der äußeren Türkonsole, die das Tempo des Schließens deutlich abbremste. Jetzt konnte er sich ungesehen neben das Schott lehnen und hören, ob die vier Männer die unterbrochene Unterhaltung wieder aufnahmen.

»Wir gehen woanders hin«, hörte er einen der Männer hastig sagen. »Hier ist es wirklich zu unruhig.« Es war nicht das, was gesagt, sondern wie es ausgesprochen wurde, was Jefferson stutzig machte.

»Gymraum drei«, erwiderte ein anderer. »Da können wir hin, die Geräte werden derzeit überholt, also verirrt sich niemand dorthin.«

»Schnauze!«, zischte ein dritter. »Das Schott ist noch offen!«

Aber Jefferson hatte genug gehört. Er steckte die Hand in den schmalen Spalt, den das sich schließende Schott noch gelassen hatte und sofort öffnete sich die Tür wieder.

»Gymraum drei also«, sagte er leichthin und ging auf die Männer zu, die ihn überrascht anstarrten. »Das klingt doch interessant. Da wäre ich gern dabei!«

»Ich fürchte, Lieutenant …«, erwiderte einer der Marines, hielt dann aber mitten im Satz inne.

»Na, was fürchten Sie?« fragte Jefferson gelassen.

Eine unangenehme Stille breitete sich aus. Eines der Crew-Mitglieder wandte sich mit einer lässigen Bewegung ab und wollte offenbar die Gruppe verlassen. »Ich geh' dann mal.«

»Hiergeblieben«, sagte Jefferson. Er erhob seine Stimme nicht, ließ aber immerhin so viel Autorität in dieses eine Wort einfließen, dass sich der junge Mann schuldbewusst wieder hinsetzte. »Also. Was haben Sie vor, meine Herren? In Gymraum drei.«

Das Schweigen wurde eisig.

»Gut«, sagte er schließlich, »Sie wollen es also nicht sagen. Dann sollten Sie sich mal überlegen, welche Konsequenzen Ihr Verhalten hat.« Er drehte leicht den Kopf, so als wolle er jeden Einzelnen mit seinem Infrarot-Blick fixieren und durchleuchten. Das war ein simpler Trick, um die vier ein wenig einzuschüchtern, denn eigentlich hatte er dank seiner Facettenaugen jeden von ihnen auch so gut im Blick. »Wir können in der Crew keine Heimlichkeiten gebrauchen«, fuhr er genauso ruhig fort, wie er begonnen hatte. »Das Schiff befindet sich auf einer schwierigen Mission, wer weiß, wann wir das nächste Mal wieder nach Hause kommen. Da sind irgendwelche Verschwörungen zwischen Ihnen nicht nur kontraproduktiv, sondern sehr gefährlich.«

»Bitte …«, sagte jetzt einer der Marines und klang ziemlich gequält. Jefferson drehte den Kopf, um ihn direkt anzusehen. Ali Miller hieß der Mann, wenn er sich recht erinnerte.

»Ja – ich höre?«

»Hängen Sie das bitte nicht so hoch, Lieutenant.«

»Was soll ich denn nicht so hochhängen? Und vor allen Dingen, warum nicht?«

»Wir …« Doch Miller verstummte sofort, als seine Kameraden ihm böse Blicke zuwarfen, die auch Jefferson nicht entgingen.

»Gut, Sie zwingen mich dazu, meine Herren«, sagte Jefferson jetzt entschlossen. »Ich wollte es eigentlich vermeiden, dass das Ganze einen offiziellen Charakter bekommt, aber die Sicherheit des Schiffes geht vor.«

»Was soll das heißen?«, brach es auf einmal mit kaum verhüllter Panik aus dem Crewmitglied hervor, das sich eben auffällig unauffällig aus dem Staub hatte machen wollen. Disziplinlosigkeit an Bord eines Star Corps-Schiffes war keine Kleinigkeit – auch wenn man Lichtjahre vom Hauptquartier entfernt war.

»Nun, wir werden mit jedem von Ihnen Einzelgespräche führen müssen. Nur schade, dass Sie es dann nicht mehr mit mir zu tun haben werden. Wie gesagt, die Sicherheit geht vor! Wer weiß, was Sie im Schilde führen, vielleicht eine Meuterei, vielleicht sind Sie alle Spione für eine fremde Macht. Solange Sie nichts sagen, muss ich vom Schlimmsten ausgehen.«

»Bitte!«, sagte der Marine flehend und stöhnte vernehmlich. »Wir haben nichts gemacht, was die Sicherheit der STERNENFAUST auch nur im Entferntesten tangiert!«

»Das soll ich glauben?«, erwiderte Jefferson. »Ihr Schweigen weckt nicht gerade mein Vertrauen. Also! Zum letzten Mal, raus mit der Sprache. Wenn Sie mir keine überzeugende Erklärung liefern, werde ich den Captain über diese kleine Szene hier informieren müssen.« Jefferson ließ sich nichts anmerken, aber natürlich glaubte er keine Sekunde daran, dass die Leute vor ihm eine Meuterei planten oder gar Spione der J'ebeem oder der Brax waren.

»Wir … wir …«, stammelte jetzt der Marine, der urplötzlich bleich geworden war. Auch den anderen war anzusehen, dass ihre coole Fassade in sich zusammenbrach. »Wir wollten kämpfen!«, fuhr er fort.

Jefferson schüttelte verständnislos den Kopf.

»Ich denke, das können Sie früher wiederhaben, als Ihnen lieb ist«, knurrte er. »Wir haben doch schon ein paar Angriffe der Morax erlebt – und der vor ein paar Tagen wird nicht der letzte gewesen sein.«

»Nein, nicht so«, ergänzte der Crewman. »Wir wollten miteinander, äh, gegeneinander kämpfen, ohne Waffen, aber auch ohne Regeln.«

»Einfach so«, sagte der Marine. »Mal Dampf ablassen …«

»Einfach so«, erwiderte Jefferson und zwang sich dazu, nicht dem Impuls nachzugeben und sein Gesicht zu einem breiten Grinsen zu verziehen.

»Ja, einfach so! – Jetzt wissen Sie es«, sagte der Marine mit unüberhörbarem Trotz in der Stimme.

Den Jungs ist langweilig! dachte Jefferson und grinste innerlich. Er konnte gut verstehen, was in ihnen vorging. Seit Wochen trudelten die STERNENFAUST und die anderen Expeditionsschiffe im Unterlichtflug durchs All und zwar sinn- und ziellos, wie es sicher vielen in der Crew erschien. Seit Wochen schoben sie ihren Dienst, der in der letzten Zeit aus blanker Routine bestand. Die Gefahr durch die Morax war zwar allgegenwärtig, wie sich vor ein paar Tagen wieder gezeigt hatte, aber dabei waren die Schiffe nicht geentert worden – und für die Marines war letztendlich wenig zu tun geblieben.

»Ja, jetzt weiß ich's«, grunzte Jefferson unbestimmt. Er konnte sie verstehen, aber billigen oder gar dulden konnte er ihr Vorhaben unter

keinen Umständen. Eine nette kleine Rauferei mochte zwar Abwechslung in ihren derzeit als so öde empfundenen Alltag bringen, aber sie barg auch Risiken. Sie konnten sich dabei verletzen. Und zwar – ohne es zu beabsichtigen – so schwer verletzen, dass sie den Rest der Reise nur noch in der Krankenstation mitmachen konnten.

»Ohne Regeln« sollte die kleine Prügelei unter Freunden abgehen, hatte der Marine gesagt. Das sollte es dann wohl besonders spannend machen und dem Ganzen den Thrill des Unvorhergesehen geben. Jefferson spürte, dass er hier mit Verboten nicht weiterkommen würde. Mit disziplinarischen Maßnahmen ließ sich da nichts ausrichten, dann würden die Teilnehmer an diesem kleinen Fight Club einfach in Zukunft besser aufpassen und ihre Kämpfe in noch größerer Heimlichkeit organisieren. Eine Alternative musste offenbar her. Und in seinem Gehirn zeichneten sich auch schon die Umrisse einer Idee ab, die den Burschen mehr als nur einen Kick verschaffen würde – und das ohne die Gefahr größerer Verletzungen und unter seiner Aufsicht.

»Hm«, knurrte er noch einmal.

»Werden Sie uns …«, fragte der Marine, jetzt schon ziemlich kleinlaut.

»Wenn Sie fürs Erste ruhig bleiben und einen Bogen um Gymraum drei machen, dann nicht«, sagte Jefferson. »Mir ist da etwas viel Besseres eingefallen.«

Er sah so etwas wie Neugier in den Augen aufblitzen.

»Ich informiere Sie morgen darüber«, fuhr er fort. »Bis dahin habe ich hoffentlich alles geklärt. Und jetzt hauen Sie ab!«

In diesem Moment öffnete sich das Schott und Captain Dana Frost betrat gemeinsam mit Kkiku'h die Kantine.

*

Es war die Phase, wo er alles unternehmen musste, um sich mit seinen Bewachern wieder gut zu stellen. Die schwierigste Phase. Die beste Strategie für dieses Vorhaben war wohl, mit ihnen zu reden und damit ihr Vertrauen zu gewinnen. Es fiel Caan nicht leicht, diese nahe liegende Schlussfolgerung zu akzeptieren. Wenn er eines nur äußerst unwillig tat, dann mit Kreaturen zu reden, die für ihn kaum mehr Intelligenz besaßen als Tiere. Er fluchte ausgiebig, aber ihm fiel keine Alternative ein.

Er hatte es anhand des Fehlens von Veränderungen an seinem Lager gemerkt, dass sie seine letzte Bewusstlosigkeit nicht dazu ausgenutzt hatten, ihn und seine Zelle gründlich zu filzen. Während seiner Gefangenschaft hatten sie bereits zweimal alles mit einem speziellen Roboter durchsucht, der auch den letzten Winkel seiner Zelle durchschnüffelte. Daraus ließ sich zwar noch keine Regelmäßigkeit ableiten, aber die Tatsache, dass sie die letzte Gelegenheit in dieser Hinsicht ungenutzt hatten verstreichen lassen, stimmte ihn

misstrauisch.

Du musst vorsichtig sein!, sagte er zu sich. *Sie haben es sicher nicht vergessen.*

Er musste also damit rechnen, dass sie ihn schon bald wieder einnebeln würden. Seine Wut war mittlerweile ins Unermessliche gewachsen. Sollte er je die Gelegenheit bekommen, Rache zu nehmen, würde sie grausam sein, sogar für Morax-Verhältnisse. Überlebende würde es jedenfalls nicht geben. Zumindest nicht auf Seiten der Feinde!

Aber er wäre kein vollwertiger Krieger seines Volkes gewesen, wenn ihn diese Wut und die unbändige Lust auf Rache völlig blind gemacht hätten. Caan wusste genau, dass er nur dann ans Ziel gelangen konnte, wenn er jede Kleinigkeit abwog und jeden einzelnen Schritt genauestens überlegte.

Diese minderwertigen Kreaturen, die er unter anderen Umständen bestenfalls als verachtenswertes Sklaven-Material angesehen hätte, kannten beinahe jeden Winkel seiner primitiven Zelle, der sich dazu eignen würde, Gegenstände zu verstecken. Der schmale Spalt zwischen seinem viel zu kurzen Bett und der Wand war zum Beispiel nahe liegend, aber ebenso ungeeignet wie der kleine Raum hinter der Türfüllung.

Caan wusste von ihrer erfolglosen Suche unter dem Spülrand der Toilettenschüssel, da er gerade wieder aus der Ohnmacht erwachte, als einer seiner Bewacher hier ringsherum mit den Fingern alles abtastete. Damit nicht genug, war der Kerl sich noch nicht einmal zu schade dazu, anschließend den Arm bis zum Ellbogen in den Abfluss zu stecken und dort herumzutasten. Der Morax hätte ja auch hier etwas verstecken können.

Der Mann hatte seine Zelle dann rasch verlassen, da er sah, dass Caan allmählich wieder zu Bewusstsein kam. Nachträglich konnte der über die Dummheit des Bewachers nur lachen. Zu jenem Zeitpunkt war er noch weit davon entfernt, sich geheime Depots anzulegen. Womit denn auch? Sie hatten ihm ja alles abgenommen. Aber wahrscheinlich fürchteten sie, dass er in der Lage wäre, Waffen aus Luft zu formen. Kein Wunder, war er ihnen an Intelligenz doch haushoch überlegen und das wussten sie wahrscheinlich.

Bedauernswerte Kreaturen! Wenn sie auch gewusst hätten, wo es sonst noch Möglichkeiten gab, Brauchbares verschwinden zu lassen …! Sie waren ihm nicht nur physisch hoffnungslos unterlegen; ihr Verhalten bewies, dass sie auch unfähig waren zu lernen. Dabei hatte er ihnen doch mit aller Deutlichkeit gezeigt, zu was er in der Lage war, was er beispielsweise mit seiner unnatürlich langen Zunge zu tun vermochte, die ihm früher nur Spott eingebracht hatte.[*] Als er, Caan, die Zelle genau untersucht hatte – natürlich, als die Bewacher mit anderen Dingen beschäftigt waren als ihn auf den Monitoren zu beobachten –, waren zwei mögliche Verstecke als brauchbar übrig geblieben. Das Erste befand sich hinter der milchigen Abdeckung des Deckenlichts. Diese kreisrunde Plexiglasscheibe mit einem

Durchmesser von rund siebzig Zentimetern war beinahe fugenlos in die Decke eingelassen und war wie so viel in modernen Raumschiffen weder verschraubt noch angenietet, sondern mit einem Adhäsionskleber befestigt worden, der an einer Seite bereits leicht brüchig geworden war.

Es war ein Leichtes gewesen, nach einem Blick durch den Ritz des Gucklochs mit seinen Krallen das trockene Zeug herauszupulen. Er achtete darauf, nicht mehr als ein Drittel zu lösen. Gerade genug um die Scheibe ein wenig nach unten biegen und etwas am Rand des Hohlraums platzieren zu können, in dem sich die eigentlichen Leuchtkörper befanden, die seine Zelle Tag und Nacht in ein gleichmäßiges Licht tauchten. Kaum losgelassen, bog sich die Abdeckscheibe wieder in ihre ursprüngliche Position zurück.

Ort Nummer eins, dachte Caan voller Häme. *Obwohl sie durchs All fliegen, sind diese Menschen immer noch nicht viel besser als Kriechtiere. Ihr Blick ist immer nur zu Boden gerichtet, niemals nach oben.*

Auch auf Versteck Nummer zwei hatten ihn seine Bewacher selbst aufmerksam gemacht. Zwar wühlten sie bis zum Ellbogen in dem Kanal, der seine Ausscheidungen aufnahm – er schüttelte sich vor Ekel beim Gedanken daran –, aber das primitive Waschbecken, an dem er sich säubern musste, war ihnen keine Untersuchung wert gewesen.

Warum wohl?, höhnte er in Gedanken. Etwa weil menschliche Hände und erst recht die Pranken von Morax viel zu groß waren, um hier etwas im Abflussrohr unterbringen zu können? Natürlich konnte hier keiner mit dem Arm hineinlangen. Aber er schaffte dieses Kunststück problemlos mit seiner langen Zunge, wenn er sich tief über das Becken beugte. Das kleine Gitter im Abfluss hatte er schon nach wenigen »Wäschen« gelockert. Jetzt lag es lose in der Fassung. Einen langen, festen Faden und einen länglichen, wasserdichten Behälter lieferten ihm seine Bewacher selbst. Jeder einzelne Bestandteil der Ekel erregenden Mahlzeiten, die durch die doppelt gesicherte, kleine Schleuse ins Innere seiner Zelle gelangte, war in Tütchen, Bechern und anderen Behältnissen verpackt und mit Plastikbändern gesichert.

Er pflegte mit Absicht einen barbarischen Stil der Nahrungsaufnahme. Er schlürfte, schmatzte und kleckerte dabei, was das Zeug hergab.

Das Tablett, auf dem die Mahlzeiten angerichtet waren, sah nach jedem Essen aus, als habe er – wie es seinem Image und den Erwartungen seiner Feinde entsprach – ein Schlachtfeld hinterlassen. Caan wusste, dass die Reste seiner Mahlzeiten auf diese Art angewidert und besonders schnell im Müllkonverter entsorgt wurden. Fehlendes Verpackungsmaterial würde da nicht weiter auffallen. Dabei achtete er sorgfältig darauf, zwar harmlose, aber dennoch spitze Gegenstände wie Gabeln oder Messer aus leicht brechbarem Kunststoff immer vollständig wieder zurückzugeben.

Dann kommen diese dummen Sklaventiere erst recht nicht darauf, dass ich all das andere nützliche Zeug behalte!

Das dritte Depot, das er allerdings nicht mitzählte, befand sich in seinem Körper. Caan wusste, dass er während seiner Ohnmächten einige Male untersucht worden war. Dabei hatten diese Kreaturen vor keiner Körperöffnung haltgemacht. Das schloss er aus dem eigenartigen Geruch, der ihm an sich selbst aufgefallen war, nachdem er das Bewusstsein zurückerlangt hatte: Desinfektionsmittel und aseptische Sprays, mit denen die Menschen ihre diagnostischen Geräte und scheinbar auch ihn steril gemacht hatten. Er selbst konnte als Versteck also erst dann zum Einsatz kommen, wenn die Zeit gekommen war, um loszuschlagen. So lange lagerten seine bisher erbeuteten Schätze sicher in den anderen beiden Depots.

*

Stephan van Deyk, Bruder William, Kkiku'h und Dana Frost beugten sich auf der Brücke über den Monitor, auf dem gerade im Schnelldurchlauf die wichtigsten Szenen aus den bisherigen Gesprächen mit Davanwil zu sehen waren und die man Kkiku'h noch nicht für seine Dokumentation zur Verfügung gestellt hatte. Die Meinung des Freundes war Dana Frost wichtig. Außerdem war ja sowieso abgemacht, dass alle Expeditionsmitglieder Zugang zu allen Informationen haben sollten, beruhigte sie sich.

»Ich habe nach wie vor den Eindruck, dass er gar nicht so viel weiß«, sagte van Deyk.

»Wir kennen die Brax noch zu wenig, um zu wissen, ob er viel weiß oder nicht«, erwiderte Bruder William. Er teilte die Meinung des Ersten Offiziers nicht und war der Ansicht, dass die Gespräche bisher nur aus einem Grund so unergiebig gewesen waren: Der Captain war zu sehr bemüht, selbst nichts über die Gründe der Expedition zu verraten. Wer wusste schon, ob damit nicht ein Tabu berührt wurde und der Brax dann nicht mehr bereit war, über seine Hintergründe zu reden! Doch Bruder William war der Ansicht, dass Davanwil einfach nicht richtig auf Fragen antworten konnte, deren Ziel und Zweck ihm völlig schleierhaft waren – und so hatten die Interviews mit ihm bisher kaum Ergebnisse gebracht.

»Vielleicht«, sagte Kkiku'h jetzt, »sollte Davanwil einfach mehr über uns und unsere Expedition erfahren. Unsere Interessen besser kennenlernen, dann begreift er vielleicht auch schneller, was wir umgekehrt von ihm erwarten.« Sein großer Insektenschädel fuhr herum, um Dana anzusehen, die schräg hinter ihm stand. Dadurch entging ihm die Geste, die Bruder William in diesem Moment machte und die ebenfalls in Danas Richtung ging. Die Kombination aus Schulterzucken und dem zufriedenen Gesichtsausdruck des Christophorers entsprach seiner unausgesprochenen Frage: *Habe ich das nicht von Anfang an gesagt?*

Natürlich hast du das, dachte Dana und erinnerte sich daran, dass sie es gewesen war, die für die Gespräche mit dem Brax eine gewisse

Zurückhaltung angeordnet hatte. *Vielleicht sollte ich mein Misstrauen tatsächlich ein Stück weit zurückschrauben*, überlegte sie und beschloss, darüber noch einmal nachzudenken. Ihr war nach wie vor unwohl bei dem Gedanken, zu viel vom Zweck der Expedition an einen potentiellen Feind zu verraten. Vielleicht war die Anwesenheit des Brax L38.C-A53/ ja nichts weiter als eine raffinierte Falle. Es schien ihr nach wie vor sinnvoller, zunächst einmal so viele Fakten wie möglich zu sammeln.

»Ich habe eben von Dr. Gardikov einige Untersuchungsergebnisse erhalten«, wechselte sie daher zunächst das Thema. »Und die sind in der Tat interessant: Die genetischen Codes der Morax und der Brax weisen eine fast 99-prozentige Übereinstimmung auf«, sagte sie.

»Das ist zunächst nichts Besonderes«, erwiderte Bruder William. »Auch zwischen Mensch und Rhesus-Affen besteht eine fast 98-prozentige Identität des Gen-Codes.«

»Nun, das ist natürlich noch nicht alles. Das wirklich Besondere an Dr. Gardikovs Untersuchungsergebnissen ist die außergewöhnliche Beschaffenheit des genetischen Materials.«

»Keine Nukleinsäuren?«, fragte van Deyk und grinste.

»Doch, doch«, sagte Dana, »aber nicht in der fast überall in der Galaxis anzutreffenden Struktur. Die ist in allen uns bekannten Fällen eine Doppelhelix dieser Nukleinsäuren.«

»Aha«, meinte Van Deyk. »Was bedeutet das konkret?«

»Statt einer Doppelhelix tragen unser freiwilliger und unser unfreiwilliger Gast jeweils eine Dreifach-Helix in ihren Zellen mit sich herum!«

»Heißt das«, mischte Kkiku'h sich ein, »diese beiden Spezies verfügen über eine fünfzig Prozent größere Anzahl an Informationen im Genmaterial?«

Dana wiegte nachdenklich den Kopf. »Wenn ich Dr. Gardikov richtig verstanden habe, muss dieser Aspekt einer genaueren Untersuchung vorbehalten bleiben, die wir hier an Bord der Expeditionsschiffe nicht durchführen können«, sagte Dana. »Immerhin könnte die Triple-Helix insgesamt ja kürzer sein und damit letztendlich prozentual genauso viele Erbinformationen enthalten. Außerdem – und das ist viel wichtiger – wir können nicht feststellen, welche dieser Erbinformationen genutzt werden und welche nicht. Aber darüber hinaus wartete unsere Ärztin mit einer interessanten These auf, die ich Ihnen nicht vorenthalten will.«

Sie blickte nacheinander in die Gesichter ihrer Gesprächspartner.

»Dr. Gardikov meint, eine derartig geformte DNA könne nur künstlichen Ursprungs sein.«

»Wenn sich das bewahrheitet«, rief Bruder William erregt, »dann verdanken wir L38.C-A53/ oder Davanwil wirklich bedeutende Informationen, wenn auch nicht auf die Art und Weise, wie wir es uns erhofften.«

Stephan van Deyk kratzte sich nachdenklich am Kopf.

»In der Tat nicht das, was wir uns erhofften«, sagte er langsam, »aber dennoch wichtig. Denn eine künstlich hergestellte DNA erzählt uns mehr über den Begriff ›Hilfsvölker der Toten Götter‹, als wir bisher ahnen konnten.«

»Ich bin sehr gespannt, ob sich diese Annahme bewahrheitet«, sagte Kkiku'h. Dana entnahm dem Zucken seiner Fühler, dass auch der Mantide diese Mitteilung sehr faszinierend fand. »Ich würde zu gerne wissen, ob sich L38.C-A53/ dieser Tatsache bewusst ist! Ich bin sehr neugierig auf ein Gespräch mit ihm.«

»Langsam.« Dana hob mahnend den Arm. »Wir können ihn das nicht einfach so aus heiterem Himmel fragen. Er wird merken, dass unsere Expedition nur den Zweck hat, nach den Toten Göttern oder deren Hinterlassenschaften zu suchen. Unsere Gespräche mit Davanwil wiesen bisher ja schon darauf hin, dass das in der Brax-Gesellschaft mehr oder weniger ein Tabu ist. Und nicht nur dort. Wenn wir ihn direkt darauf ansprechen, wird er vielleicht gar nicht mehr darüber reden wollen.«

Bruder William hatte ihr gar nicht richtig zugehört. Statt den strategischen Überlegungen des Captains faszinierte ihn das wissenschaftliche Geheimnis hinter dieser Neuigkeit. »Eine durch und durch künstliche DNA …! Im Grunde traue ich eine derartige Technologie nur den Toten Göttern zu. Selbst die Genetics sind von solchen Fähigkeiten noch Lichtjahre entfernt«, sagte er gedankenverloren. »Kkiku'h hat recht und Sie haben recht, Captain. Wie auch immer wir das anstellen, wir müssen von L38.C-A53/ erfahren, wie viel er über diese Gemeinsamkeit zwischen Brax und Morax weiß und uns muss bewusst sein, dass der Brax sich bei dieser Frage möglicherweise wieder für lange Zeit hinter der Mauer unverbindlicher Freundlichkeit verstecken wird.«

Dana fiel auf, dass sowohl Bruder William als auch Kkiku'h den Brax nur mit seiner Bezeichnung, nicht aber wie in den letzten Tagen bei seinem Namen nannten.

In diesem Moment betrat Simon E. Jefferson die Brücke. Dana wusste, das tat er nur in dringenden Fällen. Sonst beschäftigte er sich lieber mit seinen Maschinen. Sie war froh über die Gelegenheit, die Entscheidung über das weitere Vorgehen bei Davanwil noch ein wenig verschieben zu können und winkte den Leitenden Ingenieur heran.

»Wir setzen unsere Unterhaltung später fort«, sagte sie in einem Tonfall, der deutlich machte, dass Widerspruch unerwünscht war. Alle bejahten und machten Platz für den Neuankömmling.

Keine fünf Minuten später hatte der Leitende Ingenieur Dana über die Hintergründe des auffälligen Verhaltens einiger Besatzungsmitglieder informiert und ihr seinen Vorschlag unterbreitet, wie er mit dem Problem umgehen wollte.

»Gute Idee, L.I.«, sagte Dana und lächelte. Das erklärte das seltsame Verhalten der Crewmitglieder und Jeffersons in der Kantine vorhin. »Meinen Segen haben Sie!« *Wenn doch nur alles so einfach wäre und vor*

allem so einfach zu lösen, dachte sie.

»Vielleicht lässt sich Ihr Vorschlag ja später auch auf die anderen Schiffe der Expedition ausweiten«, fuhr sie fort. »Aber jetzt machen Sie erstmal so, wie Sie es geplant haben, dann sehen wir weiter.«

»Aye, Ma'am.«

Weder sie noch Jefferson konnten ahnen, dass diese Entscheidung dramatische Konsequenzen haben sollte.

*

»Der Fraß, den ihr mir vorsetzt, ist einfach widerwärtig«, grunzte Caan. Genauer gesagt, ahmte die Translatorstimme seinen gutturalen Tonfall recht präzise nach.

»Tut mir Leid«, sagte Philipp Harris und grinste spöttisch. »Was anderes gibt es nicht.«

»Dann bestell eurem Koch, dass er auf meinem Schiff höchstens einen Job als Latrinenputzer bekommen hätte!«

»Kann ich tun,« erwiderte Harris, »aber ich würde mir an deiner Stelle noch mal überlegen, ob ich ihm das wirklich ausrichten soll.«

»Warum? Macht er sich dann vor Angst in die Hosen?«

»Nein«, lachte Harris. »Wohl kaum. Aber du müsstest damit rechnen, dass deine nächste Mahlzeit Zutaten enthält, die dir ganz gewiss nicht munden.«

»Ha!«, grollte Caan. »Wenn ihr mich vergiften wolltet, hättet ihr längst Gelegenheit dazu gehabt!«

Die Tatsache, dass sich Caan nun schon seit einigen Tagen immer wieder zu kleinen Schwätzchen mit der Wachmannschaft herabließ, war eine Sensation. Neben der kleinen Schleuse, durch die der Gefangene sein Essen erhielt, über das er sich neuerdings regelmäßig beschwerte, befand sich ein kaum acht Zoll großer Monitor mitsamt Gegensprechanlage und eingebautem Translator. Diese Anlage diente der Kommunikation zwischen dem Gefangenen und seinen Bewachern. Im Rahmen einer rasch genehmigten Hafterleichterung war das Gegenstück des Monitors auf der Innenseite des Schotts aktiviert worden, sodass Caan sehen konnte, mit wem er sprach.

Noch war allerdings kein Anlauf von Dana Frost oder Bruder William unternommen worden, das Tauwetter zu einer Verständigung auf offizieller Ebene zu nutzen.

»Warten wir ab«, hatte Dana angeordnet, »und lassen wir ihn erstmal mit den Marines der Wachmannschaft sprechen. Vertrauen, wenn man davon überhaupt reden kann, wird sich bei dem Morax erst ganz langsam entwickeln.«

»Es ist ja schon ein riesiger Fortschritt, dass er überhaupt mit jemandem spricht und nicht mehr alles zu Kleinholz verarbeitet«, meinte Bruder William dazu. »Da sollten wir nicht den Fehler begehen und ihn provozieren.«

»Sobald er sich einigermaßen mit seiner Situation abgefunden hat, wird er selber danach verlangen, mit uns zu sprechen«, bestätigte Dana und fragte sich, warum sie sich um so vieles sicherer geben konnte, als sie eigentlich war.

»Naja«, meldete sich die Translatorstimme des Gefangenen jetzt wieder bei Marine Harris, »vielleicht kannst du dem Koch stattdessen ja meine Komplimente bezüglich seiner unnachahmlichen Künste mitteilen und …«

»Das«, unterbrach ihn Harris stirnrunzelnd, »nimmt er mir sicher genauso wenig ab wie ich dir. Wenn ihn etwas noch viel misstrauischer macht als Beschwerden, dann ist es, wenn jemand seine Mahlzeiten als wohlschmeckend lobt.«

Unübersetzbare Laute folgten. Harris fragte sich, ob das wohl ein Lachen gewesen sein konnte und ob ein Morax wohl etwas mit dem Konzept der Ironie anfangen konnte.

Doch Caan sprach schon weiter. »Wie bekommt man ihn dann dazu, dass er diese gelben Dinger, die es auch heute gegeben hat, diese … ich weiß nicht, wie das Zeug heißt …«

»Äh, Kartoffeln?«, sagte Harris verwirrt.

»Von mir aus, Kartoffeln. Also: Ich wäre eurem Zauberer der Pfannen und Töpfe zutiefst verbunden, wenn er diese Knollen nicht so weich und matschig kochen würde.« Harris wünschte sich, der Far Horizon-Konzern würde endlich einmal Translatoren entwickeln, die auch Stimmungslagen mit angaben. So hätte er sich den Sarkasmus bei dieser im offenbaren Befehlston hervorgestoßenen Bitte nicht wieder dazudenken müssen.

Er versuchte, im entsprechenden Ton zu antworten. »Wie hättest du die Kartoffeln denn am liebsten?«

»Roh, kapiert, roh!«, polterte Caan. Seine Stimme klang jetzt wieder lärmender und damit um einiges glaubwürdiger. »Roh! Damit ich was zu kauen habe! Dieser gelbe Matsch ist was für Sklaven und Kinder, nicht für Krieger.«

»Oho! Ich fürchte, damit renne ich bei ihm offene Türen ein«, sagte Harris. »Alles, was ihm weniger Arbeit macht, stimmt ihn froh und heiter und macht ihn glücklich.« Er hoffte nur, dass der Magen des Morax dann nicht rebellierte. Andererseits – der Morax schien ihm nicht der Typ für Magenverstimmungen zu sein.

»Sag' ihm das!« Freundlich klang das nicht gerade von dem Kerl.

»Ja, kein Problem, ist so gut wie erledigt.« Harris grinste. Er beendete die Verbindung. Dann rümpfte er ein wenig die Nase, als er das von Caan zurückgegebene Tablett aus der Öffnung im Schott nahm, um es in die Kantine zurückzubringen.

Das klappt ja besser, als ich angenommen hatte, dachte Caan in seiner Zelle und starrte auf den kleinen, erlöschenden Bildschirm, der in die Zellentür integriert war. Anders als der Monitor außen bestand der innere lediglich aus einer knapp einen Millimeter dicken Folie. Sie ließ sich problemlos vom stählernem Untergrund der Tür ablösen, das hatte

er natürlich schon ausprobiert. Damit verfügte er jetzt über einen bequemen Zugang zu elektrischem Strom. Keine besonders hohe Spannung und keine sehr große Stromstärke, aber für seine Zwecke völlig ausreichend. Und – was am besten war – es handelte sich um Gleichstrom.

Durch den Kabelschacht, der die Monitorfolie mit der Gegensprechanlage verband, kam er zudem an das Füllmaterial heran, mit dem das Innere des Sicherheitsschotts ausgestopft war.

Ein Material, das es in sich hatte.

Caan fletschte die Zähne, Ausdruck einer wachsenden Zufriedenheit mit der Entwicklung der Dinge.

*

Die Nachricht von Jeffersons Beschäftigungstherapie verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter der Besatzung der STERNENFAUST. Die nun bereits verhältnismäßig lange Zeit, in der die Schiffe der Expedition untätig und ohne Fahrt im All trieben, wirkte sich auf die Stimmung vieler Besatzungsmitglieder fatal aus.

»Man kann sich nicht den ganzen Tag irgendwelche Filme reinziehen, man kann auch nicht den ganzen Tag im Gymnastikraum verbringen und Eisen stemmen«, sagte Stephan van Deyk und blickte sich um.

Niemand auf der Brücke widersprach ihm.

»Deshalb unterstütze ich das Vorhaben von L.I. Jefferson und unserem Captain«, fuhr er fort.

»Sie haben recht«, sagte Robert Mutawesi betont ruhig. Selbst beim Brückendienst herrschte seit Tagen nichts anderes als blanke Routine, die nichts als Langweile mit sich brachte. Erst wenn sie wüssten, wohin die weitere Reise ging, mit anderen Worten, wenn Davanwil endlich Informationen geliefert hatte, wären zumindest die Brückenmitglieder wieder beschäftigt und abgelenkt. Und auch bei den Marines stand zu hoffen, dass sich dann die Stimmung wieder besserte.

»I.O., was halten Sie davon, wenn Sie selbst bei Jefferson mitmachen?«

Van Deyk fuhr herum und starrte Dana Frost mit einer Mischung aus Verblüffung, Empörung und Entgeisterung an. Er biss sich auf die Lippen, aber Dana ahnte, dass er mühsam ein *Wie können Sie mir so etwas vorschlagen, Ma'am!* unterdrückte. Dann glättete sich sein Gesicht und wurde nachdenklich.

»Keine Ahnung, ob das so eine gute Idee ist, Ma'am«, sagte er schließlich zögernd. »Ich denke, dass das doch eher als Aktion für ein paar Hitzköpfe aus der Crew gedacht sein soll.«

»Denken Sie drüber nach«, erwiderte Dana. »Sie können Jefferson ja fragen, ob er so was Ähnliches auch für Offiziere anbieten will, falls er den Eindruck hat, die anderen wären dabei lieber unter sich.«

»Gute Idee, Ma'am. Ich denke darüber nach.«

*

Währenddessen fanden sich immer mehr Interessenten in Jeffersons Büro auf dem Maschinendeck ein. Sein Vorschlag, er würde einzelnen Crew-Mitgliedern die Grundzüge des Space-Surfens beibringen, einer Sportart, in der er lange Zeit ein intergalaktischer Champion gewesen war{*}, fand offensichtlich mehr Zuspruch als er erwartet hatte. Und auch mehr, als er im Training bewältigen konnte, ohne seine Pflichten als Leitender Ingenieur zu vernachlässigen, wie er halb begeistert und halb verzweifelt feststellte.

Aber er beruhigte sich damit, dass sich wahrscheinlich schon bei den mühsamen Vorbereitungen die Spreu vom Weizen trennen würde.

Wer wirklich auf einem Space-Board stehend durchs All gleiten wollte, musste zahlreiche Voraussetzungen erfüllen. An erster Stelle stand natürlich eine robuste Gesundheit. Das war allerdings eine Vorbedingung, die auf jeden an Bord der STERNENFAUST zutraf. Problematischer wurde es dann schon bei den Reflexen. Normale oder gute Reflexe allein reichten nicht aus. Surfen im All unterschied sich in dieser Hinsicht nicht sehr stark vom Surfen auf Wasser oder Schnee. Man musste schnell und instinktiv reagieren können und in jeder Situation die volle Kontrolle über das Board behalten. Im Unterschied zum Wellenreiten aber mussten Space-Surfer mit unsichtbaren Kraftfeldern im All umgehen lernen und ohne eine normale Form der Orientierung, die einem durch die Schwerkraft ermöglicht wurde, zurechtkommen.

Während man vor der Küste Kaliforniens beispielsweise der Gefahr ausgesetzt war, von haushohen Wellen verschlungen zu werden und von den Brechern alle Knochen zerschmettert zu bekommen, bestand im All die größte Gefahr darin, einfach verloren zu gehen. Im Weltraum hatte man außer dem Board kein weiteres sichtbares Element mehr unter den Füßen und es gab für das Auge und den Gleichgewichtssinn nichts, woran man sich orientieren konnte. Kein Unten oder Oben, von einem Horizont ganz zu schweigen.

Hatte man den Kontakt zu den Magnetlinien verloren, die das Board antrieben, segelte man ungebremst immer weiter geradeaus und konnte von Glück reden, wenn man von einem Shuttle mit einem leistungsfähigen Ortungssystem wieder gefunden werden konnte. Manche Hochleistungsboards verfügten zwar über eigene Hilfsantriebe, aber das war bei den Profi-Surfern selbstverständlich verpönt. Neben eiserner Gesundheit und herausragenden Reflexen benötigte ein Space-Surfer aber auch das notwendige Wissen über n-dimensionale Physik, um die Natur der Magnetlinien zu verstehen, denen man sich bei diesem Sport anvertraute.

Doch all diese Fähigkeiten zusammen nützten einem rein gar nichts, wenn man nicht die Sensibilität besaß, das Vorhandensein und den Verlauf dieser *Lines* zu spüren.

Es gab viele Lichtjahre große Räume im All, die für Space-Surfer absolut uninteressant waren, weil sich hier keine genügend großen und starken Kraftfelder befanden, die es lohnenswert erscheinen ließen, das Board auszupacken. Innerhalb bestimmter Sonnensysteme hatte sich deshalb eine Alternative zum Space-Surfen entwickelt. Das Surfen mit riesigen Segeln, angetrieben von Sonnenwinden. Das notwendige technische Equipment dafür war aber ungleich aufwändiger und teurer, so dass echte Space-Surfer diese Variante mit Skepsis beobachteten. Obwohl diese Einschätzung sicher ungerecht war, denn auch bei dieser Form des *Sonnen-Segelns* wurden sportliche Höchstleistungen gefordert und erbracht.

Zu dem bekanntesten Hotspots für Space-Surfer gehörte die am Rande des mantidischen Imperiums gelegene Region nahe Lor Els Auge und Jefferson dachte mit Wehmut an seinen letzten großen, öffentlichen Auftritt zurück, den er dort absolviert hatte. Unmittelbar nach den Wettkämpfen, die ihm eine von vielen Medaillen eingebracht hatten, hatte er seinen Dienst auf der alten STERNENFAUST angetreten. Mehr als zwei turbulente und ereignisreiche Jahre waren seitdem vergangen. So turbulent und ereignisreich, dass er überhaupt nicht dazu gekommen war, seinem seitdem brachliegenden Hobby hinterher zu trauern.

Jetzt endlich bot sich wieder eine Gelegenheit. Seit zehn Standardtagen trieben die Expeditionsschiffe in der Nähe eines Materienebels und einer Sonne vom Typ »Brauner Zwerg« durchs All – eine mit Bedacht gewählte Region. Zum einen war sie weit genug von der explodierten Station der Snioranku entfernt, wo möglicherweise Morax-Raumer nach ihnen suchen würden. Zum anderen hatte sich herausgestellt, das sich viele dringend notwendige Reparaturen besser in beinahe absoluter Schwerelosigkeit durchführen ließen, weshalb sie das zu diesem Zweck angesteuerte Sonnensystem schon bald wieder verlassen hatten. Und zum dritten besaß dieser Nebel gleich mehrere Vorteile.

Die riesigen, insgesamt mehrere Lichtjahre durchmessenden Gasnebel in der Nähe der Schiffe boten eine optisch äußerst reizvolle Abwechslung zum schwarzen All mit ihrem in allen Farben leuchtenden Lichtspektrum. Auch Jefferson, dessen Facettenaugen nur den Infrarotbereich wahrnehmen konnten, bekam eine Ahnung, wie sich die leuchtende Materie Normalsichtigen darbot.

Daneben gab es eine Vielzahl schwacher und mittelstarker Strahlungen, die teilweise weit in den Bergstromraum reichten, so dass sie sich hier vor allen gängigen Ortungssystemen relativ sicher fühlen durften. Selbst wenn sie in absehbarer Zeit wieder Fahrt aufnehmen würden und den Normalraum verließen, würde dieser Mix aus Strahlungen dafür sorgen, dass sich ihre Spur in dem ohnehin vorhandenen Gewirr aus Quanteninformationen rasch verlor. Und zum dritten gab der Braune Zwerg nicht gerade viel Licht ab und ließ damit die Flotte auch weitgehend im Dunkeln.

Doch dank des Nebels und des nahen Sterns – und das war für Jefferson momentan das Wichtigste – gab es auch immer die zum Surfen nötigen *Lines*, obwohl der Begriff eigentlich ungenau war. Denn es handelte sich um Magnetfelder, an deren Rändern – den Linien – entlanggesurft werden konnte. Die Felder waren oft im Raum verdreht, sodass der Kurs häufig einer Acht entsprach, manchmal aber auch spiralförmig war, wobei der Surfer immer wieder an den Ausgangspunkt seines Ritts zurückkam. Vorausgesetzt er verlor nicht den Kontakt zur *Line*.

»Bevor wir rausgehen und unseren ersten Ritt unternehmen«, sagte Jefferson, »gibt es ein paar Tests, die ihr machen müsst, danach werde ich euer Wissen in Bezug auf Qu-Bits, Strings, Bran-Physik und Protyposis auf Vordermann bringen. Dann wenden wir uns dem praktischen Teil der Angelegenheit zu. Jeder von euch, der dann noch dabei ist, wird sich sein eigenes Board bauen. Das ist einfacher, als ihr vielleicht glaubt. Das, was dann auf euch wartet, aber sicher nicht!«

»Und die, die durch Ihr strenges Raster fallen, Sir?«, fragte Marine Ali Miller. »Was passiert mit denen?«

»Darauf wollte ich noch zu sprechen kommen«, antwortete Jefferson. »Hier wird niemand ausgeschlossen, bloß weil er es nicht auf ein Board schafft. Jeder, der in zwei, drei Tagen draußen sein Glück versucht, benötigt ein Team, das ihn betreut. Alleine überlebt auch der beste Surfer nicht!«

Wenig begeistertes Gemurmel ertönte. Doch Jefferson winkte unwirsch und fuhr fort: »Wer sich mit dieser Möglichkeit, notfalls auch in der zweiten Reihe zu stehen, nicht abfinden kann, sollte *jetzt* verschwinden. Es ist immer das Team, das gewinnt. Und da wir unser Vorhaben mit einem Rennen krönen wollen, brauchen wir Teams, gute Teams. Also, wem das nicht schmeckt, der kann jetzt gerne gehen und sich gepflegt alleine langweilen. Wer bleibt, muss diese Bedingungen akzeptieren!«

Er machte eine kurze Pause, um den verschiedenen Cliquen und Grüppchen Gelegenheit zu geben, seine Forderungen zu diskutieren. Als er zur Seite trat, sah er, dass nicht nur Crew-Mitglieder und Marines seinem Vortrag gelauscht hatten. Normalerweise legte Lieutenant Commander und Erste Offizier Stephan van Deyk großen Wert auf korrekte Kleidung, eine saubere, akkurat gebügelte Uniform und glänzende Schuhe. Anders kannte man ihn an Bord gar nicht. Während man sogar Dana Frost gelegentlich in legerer Sport- oder Freizeitkleidung antraf, etwa wenn sie auf dem Weg in den Fitnessraum zum Kendo-Training war, sah man van Deyk außerhalb seiner Kabine nie anders als in Uniform. Umso überraschter war Jefferson, ihn jetzt in einem lässigen Sportdress zu entdecken, mit einer tief in die Stirn gezogenen Mütze, die Augen hinter einer getönten Brille verborgen. Er musste zweimal hinschauen, bevor er ihn erkannte. Da sich van Deyk ganz hinten in seinem Büro, das gleichzeitig eine Werkstatt war, herumdrückte, war Jefferson klar, dass er nach

Möglichkeit nicht erkannt werden wollte.

Spioniert er uns nach oder will er etwa mitmachen? Er warf dem I.O. einen fragenden Blick zu, den der, unangenehm berührt, mit einer ungeduldigen Handbewegung abwehrte. Jefferson verstand und wandte sich wieder der Gruppe zu.

»Also, wir sind mit den Modalitäten einverstanden, Sir«, sagte Marine Ali Miller für alle im Raum Anwesenden.

»Sehr gut. Dann wollen wir sofort loslegen und unsere Übungs-Termine mit den Dienstplänen abstimmen …«

*

Es war mehr als eine Ahnung, es war Gewissheit. Sie beobachteten ihn in genau diesem Augenblick. Es war ihnen ja auch nicht zu verdenken. Gewiss feixten sie vor dem Monitor und sahen zu, wie er die rohen Knollen vertilgte, die sie ihm wunschgemäß serviert hatten. Mit der Andeutung eines Grinsens nickte er in die Richtung, in der er eine der Überwachungskameras vermutete, die ohne Zweifel an mehreren Stellen in der Decke der Zelle eingebaut waren. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, jede einzelne von ihnen zu lokalisieren. Eine zu genaue Untersuchung der Zellendecke hätte seine Bewacher ohne Frage misstrauisch gemacht.

Das zarte Pflänzchen des Vertrauens, das zwischen den Wächtern und ihm wuchs, wollte er hegen und pflegen, so lange es ihm nützlich war. Dieses neue, gute Verhältnis wollte er nicht aufs Spiel setzen. Caan hatte die Überwachungskameras selbst bislang nicht entdecken können. Er vermutete, dass nicht jede der metallenen Nieten, mit denen die Deckenpaneele befestigt waren, nur dem Halt der Paneele dienten, sondern sandkorngroße Linsen enthielten.

Immer wenn er es wagte, einen Blick durch das Folienloch im Fenster der Zellentür nach außen zu werfen, hatte er seine Beobachter im Blick. Zweimal war es während der vergangenen Tage und Wochen passiert, dass einer der Wachhabenden ihn im gleichen Moment auf seinem Bildschirm beobachtete. Caan hatte dann immer großes schauspielerisches Talent entwickelt und seinen Kopf wie im Zustand tiefster Verzweiflung gegen das Schott knallen lassen. Sie hatten beide Male nur Sekunden später über die Gegensprechanlage mit ihm Kontakt aufgenommen und gefragt, was los sei.

Mit großen mahlenden Bewegungen seiner Kiefer zerkleinerte er die rohen Kartoffeln und schluckte sie tapfer hinunter. Sie hatten ja keine Ahnung, welchen Gefallen sie ihm gerade getan hatten. Trotz ihrer zahllosen Untersuchungen, während er von ihrem tückischen Gas betäubt war, verstanden sie von seiner Körperchemie rein gar nichts. Auch hatten sie nicht den Schimmer einer Ahnung, wie seine Organe funktionierten. Und das war gut so!

Jetzt fehlte nur noch eins. Der Morax schob das leer gegessene Tablett zurück in die Schleuse. Wie üblich hatte er die Behälter, das Geschirr

und die Essensreste zu einer Komposition der Verwüstung arrangiert. Er musste seinem Image treu bleiben.

»Na, hat's geschmeckt?«, erkundigte sich Harris durch die Gegensprechanlage. Die schwere Klappe schloss sich hinter dem Tablett. Nur weil der Kanal der Gegensprechanlage gerade offen war, hörte Caan, dass sich das Gegenstück der Durchreiche auf der anderen Seite öffnete.

Dieser Kerl hatte ja keine Ahnung. »Bestens«, knurrte Caan, innerlich mit den Zähnen knirschend.

»Noch mehr davon?«

»Gerne, jederzeit.«

»Gut, ich werde es dem Koch sagen.«

»Eine Frage …« Caan spürte, dass er sich an die Höflichkeitsformeln und den freundlichen Tonfall zu gewöhnen begann. Mittlerweile verursachte die Verwendung von Wörtern wie »Bitte« und »Danke« immerhin keinen akuten Kopfschmerzen mehr bei ihm.

»Ich wäre sehr dankbar, wenn die Zelle demnächst wieder mal anständig sauber gemacht würde!«

»Ah, ja!«, sagte Harris erstaunt. Über die Kameras und Monitore der Gegensprechanlage sahen sich der Morax und der Marine eine Weile schweigend an.

Caan ahnte, dass sein Bewacher jetzt heftig in seinem Inneren mit sich rang. Die Tatsache, dass Caan vor nicht allzu Zeit einen der Reinigungsroboter zu Schrott verarbeitet hatte, warf angesichts seines friedlichen Verhaltens jetzt zweifellos ein paar Fragen auf – auch bei diesen zurückgebliebenen Sklaventieren.

Es wäre Caan natürlich keineswegs recht gewesen, wieder einmal betäubt zu werden, aber er musste mit dieser Vorsichtsmaßnahme seiner Feinde rechnen. Unter Aufbietung seiner gesamten mimischen Fähigkeiten blickte Caan seinen Bewacher mit großen, weit aufgerissenen Augen so treuherzig wie möglich an und neigte dabei den Kopf leicht zur linken Schulter.

Oh ja, er hatte viel gelernt, seit er sich in der Hand der Menschen befand …

*

Sein Blick verlor sich in der imposanten Unendlichkeit. Auch die grandiose Kulisse des Gasnebels konnte nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass er sich wie ein Staubkorn fühlte, allein im Nirgendwo. Ewigkeiten entfernt von dem nicht mehr wahrnehmbaren Bezugspunkt – jenem fragilen Metallgehäuse, das seit so langer Zeit bereits sein zweites Zuhause war, der STERNENFAUST. Miller gab sich für ein paar Momente dieser erhabenen Atmosphäre hin und genoss es, sich so dem unendlichen Raum überlassen zu haben.

Auch von Jefferson war längst nichts mehr zu sehen. Irgendwo weit

vor ihm musste er sich befinden, wahrscheinlich betrug sein Vorsprung mittlerweile zehn, vielleicht sogar zwanzig Kilometer. Doch was bedeuteten in dieser Umgebung schon Kilometer, wo Entfernungen in Lichtjahren gemessen wurden! Von der Stelle aus, an der sich Miller befand, ging das einzige Licht vom Glühen des Gasnebels aus, und es war nicht möglich, einen Körper in einem Raumanzug außerhalb eines geringen Umkreises auszumachen.

Marine Ali Miller hätte den Funk einschalten können, dann hätte sich auf der Stelle dieses überwältigende Gefühl der Einsamkeit und Verlorenheit sicher verflüchtigt. Die Stimmen seiner Kameraden mit ihren Lästereien und ihren dummen Sprüchen hätten ihn augenblicklich wieder auf den nicht vorhandenen Boden der Tatsachen zurückgeholt. Dabei war das einzige, was er unter den Füßen hatte, eine ziemlich schmale, magnetisierte Metallplatte. Im Grunde hatte Jefferson ja sogar darauf bestanden, den Funk eingeschaltet zu lassen, schließlich waren sie allesamt blutige Anfänger.

Jefferson hatte es ernst gemeint, jeder musste sich sein Board selber bauen. Das gehörte einfach dazu und war eine Frage des Prinzips. »Im Grunde ist das Aussehen ja auch völlig egal. Ihr könntet euch ja auch, wenn ihr eine Schneepiste runterrodeln wollt, einfach auf eine Plastiktüte setzen und los geht's«, hatte er ihnen gesagt. »Aber aus Gründen der Ästhetik sollte ein Surfbrett zum Space-Surfen auch wie ein Board aussehen, das man zum Wellenreiten oder Snowboarden einsetzt. Das ist meine Meinung, aber in dieser Hinsicht schreibe ich euch nichts vor.«

Wichtig war, dass es über genügend eisenhaltige Bestandteile verfügte, die sich magnetisieren ließen. Die dünnen Metallschienen an den Stiefelsohlen der Raumanzüge waren die einzigen Kontaktflächen, die den Surfer mit seinem Board verbanden.

»Es ist enorm wichtig«, erklärte Jefferson, »dass die Füße dauerhaft Kontakt haben, aber dass ihr sie auf der Oberfläche des Boards auch bewegen und hin und her schieben könnt. Denn das eigentliche Geheimnis, das ein Stück Schrott zu einem brauchbaren oder vielleicht sogar einem guten Surfbrett macht, ist das hier.«

Er hielt ein Gefäß von der Größe eines Kochtopfs hoch und ließ den Deckel aufschnappen.

»Maranahar-Tiefschwingungs-Paste. Eine Art Halbleiter, der den Stringflow aufnimmt und einen Teil seiner Energie an das Brett abgibt und es zugleich auf Kurs hält.«

Immer wieder hatte Jefferson betont, wie grundlegend bedeutsam es beim Space-Surfen war, diesen Flow *körperlich* zu spüren und sofort, wenn man merkte, dass er nachließ, mit einer kleinen Bewegung der Füße den optimalen Kontakt wiederherzustellen.

»Der Flow muss auch durch eure Körper gehen. Ihr müsst ihn die ganze Zeit spüren. Wem das nicht gelingt, der ist kein Versager oder minderwertiger Mensch, sondern nur nicht zum Space-Surfen geeignet. Das ist nicht mehr oder weniger bedeutsam wie die Tatsache, ob man

in der Lage ist Farben zu sehen oder nicht.«

Vereinzelt waren einige verhaltene Lacher zu hören gewesen. Jeder von ihnen wusste, dass Jefferson mit seinen irritierenden Facettenaugen farbenblind war.

»Manchmal«, sagte Ali Miller jetzt in der Einsamkeit des Alls zu sich, »ist es nicht schlecht, farbenblind zu sein. Dann lässt man sich zumindest nicht von dem überwältigenden optischen Spektakel des Gasnebels einlullen und ablenken. So wie ich Vollidiot.« Ein ungutes Gefühl kroch in ihm hoch. Wann hatte er eigentlich das letzte Mal diesen eigenartigen, kaum wahrnehmbaren Zustand gefühlt, den Jefferson *Flow* nannte?

Nervös rutschte er mit den Füßen auf seinem Board herum und verschob damit die Stellung des Bretts. Doch das Prickeln wollte sich nicht wieder einstellen.

Geschwindigkeit ist relativ. Auf einmal dachte er, dass er stillstehen würde, erstarrt in der Schwärze des Alls. In Bezug auf den Fixpunkt jedoch, an dem ihr Training begonnen hatte und an dem das Shuttle auf sie wartete, um sie nach der Umrundung des Magnetfelds wieder zurück zur STERNENFAUST zu bringen, bewegte er sich mit einer Geschwindigkeit von 1857 Kilometern pro Stunde vorwärts.

Für einen Menschen ohne weitere Hilfsmittel außer einem Brett und einem dünnen Raumanzug ist das ein ganz ordentliches Tempo, dachte Miller. Ab sofort würde diese Geschwindigkeit für lange, lange Zeit konstant bleiben, außer ihm kam etwas in die Quere oder er geriet ins Gravitationsfeld einer Sonne oder eines Planeten. Und das hielt Miller mit Recht für ziemlich unwahrscheinlich. Selbst die Gaswolken des Nebels waren ja noch mindestens zehn Lichtminuten entfernt, der Braune Zwerg, ohnehin nur geringfügig größer als ein Gasplanet, war sogar noch weiter weg.

Es half nichts – er musste es sich eingestehen: er hatte das Kraftfeld, auf dem sie surften und das zu den unsichtbaren Ausläufern der Gaswolke gehörte, schlicht und ergreifend nicht mehr unter seinem Board! Er hatte es verloren.

»Mist!«, zischte er wütend. Sie würden ihn wieder einsammeln müssen. Peinlich war das. Zum Glück verfügte er über ein leistungsstarkes Funkgerät, mit dem sie ihn bequem orten konnten. Seufzend schaltete er es ein. Er glaubte schon das johlende Gelächter und den Spott zu hören, mit dem ihn seine Kameraden überschütten würden … aber egal. Es blieb ihm ja nichts anderes übrig, wenn er nicht hier draußen versauern wollte.

»Hallo, hier Miller«, sagte er und bemühte sich um einen möglichst lockeren Tonfall, »ich fürchte, ihr werdet mich aufsammeln müssen. Aus einem mir unerfindlichen Grund mag mich dieses Kraftfeld nicht.«

Er wartete eine höhnische Antwort ab. Aber da kam nichts.

»Hallo!«, rief er. »Warum antwortet denn niemand?«

Sie wollen mich schmoren lassen. Bestimmt hat ihnen Jefferson gesagt, antwortet jetzt bloß nicht, Leute, wir jagen ihm einen gehörigen Schrecken ein

…

Er überschlug in Gedanken die Reichweite des in seinem Raumanzug integrierten Antigrav-Aggregats und ließ es gleich wieder bleiben, weiter darüber nachzudenken. Für Kurzstrecken von ein paar hundert Metern, unter Umständen auch ein paar Kilometern in der Schwerelosigkeit war das Gerät prima geeignet. Ein nennenswertes Tempo entwickelte es kaum. Weit würde er damit nicht kommen. Notfalls allerdings zurück auf die *Line*.

Nur, verdammt noch mal, wo war die?

»Hallo! Antwortet gefälligst!«, rief er noch einmal ins Mikrophon. Sein Blick fiel auf den Radiusanzeiger des Funkgeräts: Aktuell betrug die Reichweite gerade mal einen knappen Kilometer.

Das war, als ob er in einem schallisolierten Raum säße und versuchen müsste, sich nur mit Hilfe seiner Stimme mit Leuten in zehn Kilometern Entfernung zu verständigen.

»Scheiße!«, brüllte er. Schlagartig waren ihm mehrere Dinge gleichzeitig klar: Seine Kameraden antworteten ihm nicht, weil sie nicht wollten, sondern weil sie nicht konnten! Und zweitens: Ihn umgab irgendetwas. Irgendetwas war da draußen um ihn herum, das seine Funkstrahlen absorbierte. Etwas Unsichtbares. Etwas, das die einfachen Ortungsinstrumente, die in seinem Raumanzug integriert waren, auch nicht anmessen konnten. Aber was?

Dann traf es ihn mit einem Schlag. Das, was ihn umgab, war alles andere als unsichtbar, wie er gerade noch gedacht hatte. Allerdings war es auch nicht sichtbar, denn mit einem Mal konnte er nicht mehr und nicht weiter sehen, als bis zur Spitze seines Boards. Alles war dunkel um ihn herum, als hätte jemand aus einer Laune heraus das Licht sämtlicher Sterne ausgeknipst. Von der grandiosen Kulisse des nahen Materienebels war erst recht nichts mehr zu sehen. Von einem Moment zum nächsten raste er blind durch eine unbegreifliche Schwärze.

Jetzt fühlte er sich wirklich allein. Mit jeder Minute legte er eine Entfernung von mehr als dreißig Kilometern zurück, gute fünfhundert Meter in der Sekunde.

Und mit jedem Kilometer verringerte sich für seine Kameraden die Möglichkeit, ihn orten zu können. Es war einfach eine Frage der Mathematik – die Anzahl der Variablen in seinem Surf-Vektor potenzierte sich von Sekunde zu Sekunde und damit würde sich eine Suche nach ihm mehr und mehr wie die Suche nach einer Nadel im Heuhaufen ausmachen.

Auf einen Schlag war das Hochgefühl verschwunden, das ihn angesichts der gewaltigen kosmischen Kulisse vorhin noch ergriffen hatte. Stattdessen spürte er auf einmal, wie er nur noch mit größter Mühe imstande war, Luft in seine Lungen zu pumpen. Es war, als schnürte ihm ein Draht die Kehle enger und enger zusammen.

Er wusste genau, er würde hier draußen sterben.

*

»Er dreht wieder durch!«, schrie Marine Harris völlig überrascht.

Entsetzt sah er auf dem Monitor, dass sich Caan innerhalb von Sekundenbruchteilen aus einem verständigen, beinahe freundlichen Gefangenen in ein rasendes Monster verwandelt hatte. Mit infernalischem Gebrüll hatte der Morax sich auf den Reinigungsroboter geworfen. Er hämmerte mit den bloßen Fäusten auf das Gerät ein, als handele es sich um einen Feind, den selbst ein Morax nur mit größtmöglichem Einsatz von Gewalt zu besiegen vermochte. »Das Gas! Schnell!«, rief er Angelus Tschow zu, mit dem er sich diesmal die Schicht teilte. »Beeil dich!«

Er zog den Nadler, den er bei sich trug, heraus und prüfte, ob er ihn auf *Betäuben* gestellt hatte. Es war schwierig zu glauben, dass ein Betäubungsgas allein so etwas wie einen amoklaufenden Morax zur Räson bringen könnte. Aus den Augenwinkeln sah er, dass Tschow mit zitternden Händen das Panel bediente, das die Gaszufuhr zur Zelle regelte. Erleichtert wollte Harris schon aufatmen. Doch dann verschlug es ihm den Atem, als er auf den Überwachungsmonitor sah.

»Er zerreißt die Stahlhülle des Roboters mit bloßen Händen«, murmelte er fassungslos. Es sah aus, als zerfetze Caan kein Metall, sondern lediglich ein paar Blätter Papier.

»Er sucht etwas!«, schrie Harris. Mit seinen Krallen bohrte sich der Morax in das Innere der Maschine, die wie ein Opfer reagierte, das von einem Raubtier bei lebendigem Leib zerstückelt und gefressen wird. Es sah seltsam aus: Die verschiedenen Saug- und Bürstvorrichtungen des Roboters, die an beweglichen Rohren hingen, zuckten herum und peitschten durch die Luft, schlugen auf den Boden, so dass es wirkte, als wolle sich die Maschine aus dem unerbittlichen Griff des Morax befreien.

Philipp Harris blieb wie erstarrt stehen und beobachtete, wie der Gefangene den Roboter immer weiter aufriss und dessen Innereien mit wütenden Gesten in alle Richtungen warf. Dann zerrte er einen flachen, länglichen Gegenstand heraus und mit einem Mal begriff der Marine, was der Morax vorhatte.

»Konzentrierte Schwefelsäure! – Der will an die Säure!«

In dem Behälter, den der Morax aus dem Roboter gerissen hatte, befand sich etwa ein halber Liter Säure. Sie war der Kern des ersten Filters, durch den die stark verschmutzte Luft geleitet wurde, um Keime, Pilze und Krankheitserreger abzutöten. Danach wurde die Abluft weiter filtriert und verließ den Roboter komplett gereinigt schließlich wieder.

Tschow beobachtete, wie sich das Gas im Inneren der Zelle ausbreitete.

»Kipp endlich um, du Monstrum!«, flüsterte er voller Anspannung. Doch Caan dachte nicht daran. Er riss seinen Kopf in den Nacken und der Marine mit den aus Hongkong stammenden Vorfahren konnte

deutlich die Stopfen erkennen, die sich Caan in die Nasenlöcher gesteckt hatte. Harris und Tschow sahen sich entgeistert an. Woher hatte der Morax die Dinger nur? Und offensichtlich hinderten ihn die Stopfen nicht am Atmen – sie schienen die Luft nur zu filtern. Doch den beiden Marines blieb keine Zeit, darüber eingehender nachzudenken.

Auf einmal flog das Waschbecken quer durch die Arrestzelle. Das Wasser spritzte aus der zerstörten Leitung und im nächsten Moment klaffte in der Zellendecke ein Loch, dort wo die Beleuchtung untergebracht war. Schlagartig wurde es stockdunkel im Raum und auf den Überwachungsbildschirmen war nichts mehr zu erkennen.

»Die Gegensprechanlage«, rief Tschow und rannte zum Schott, das die Zelle verschloss. Noch immer wurde das Gas in den Raum gepumpt, aber offensichtlich ohne Wirkung. Das Mikrophon der Sprechanlage übertrug allerdings nur das leise Zischen, das von lautem Gerumpel und anderen undefinierbaren Geräuschen überlagert wurde.

Man konnte später nur Vermutungen anstellen, warum sich Angelus Tschow direkt vor die Zellentür gestellt hatte. Vielleicht wollte er durch das Guckloch ins Innere blicken, nachdem die Kameras nur noch die Dunkelheit übertrugen, die in der Zelle herrschte. Eine zweifellos irrationale Reaktion, denn auch durch das Guckloch konnte er nur in eine undurchdringliche Schwärze schauen.

Die Entscheidung Tschows, sich mit eigenen Augen von dem überzeugen zu wollen, was in der Hochsicherheitszelle geschah, kostete ihn das Leben. Kaum hatte er sein Auge gegen das Guckloch gepresst, wurde das Schott von einer gewaltigen Explosion aus der Fassung gesprengt. Der unglückliche Marine wurde zusammen mit der massiven Stahltür quer durch den Vorraum der Arrestzelle geschleudert. Er krachte gegen die gegenüberliegende Wand und die herausgesprengte, stählerne Zellentür knallte wiederum gegen ihn. Tschows Kopf erlitt durch die Wucht des Aufpralls zahllose Frakturen. Er war auf der Stelle tot.

Harris hatte keine Zeit mehr, den Nadler zum Einsatz zu bringen. Auch ihn schleuderte die Druckwelle zu Boden.

Es konnten nur einige Sekunden gewesen sein, in denen er das Bewusstsein verloren hatte. Das Nächste, was er spürte, war, dass er brutal hochgerissen wurde. Caan hatte ihn mit einer Faust an seiner Uniform irgendwo zwischen den Schulterblättern gepackt. Die Füße des Marine verloren den Kontakt zum Boden. Im nächsten Augenblick sah und fühlte er, dass der Morax ihn wie ein Bündel Lumpen über die Schulter geworfen hatte und mit ihm durch den Gang rannte. Verwirrt sah Harris, dass sich seine Waffe jetzt in Caans Besitz befand.

*

Die Meldung vom Ausbruch des Morax erreichte das Shuttle der Space-Surfer, kurz nachdem der vorletzte der Gruppe zum

Ausgangspunkt zurückgekehrt war und sich die Befürchtung, dass Ali Miller irgendwo auf der Strecke verloren gegangen war, zur Gewissheit verdichtete.

»Kein Funkkontakt zu Miller, Sir«, sagte Ya'akov Bogdanovich, der Shuttlepilot, den Jefferson gebeten hatte, mit der wesentlich stärkeren Anlage der L-1 den abgängigen Marine anzufunken. Jefferson spürte, wie sich sein Magen in einen Eisklotz verwandelte. Genau das, was sie mehrfach besprochen und geprobt hatten, um es zu vermeiden, war nun doch auf schreckliche Weise Wirklichkeit geworden. Im Gegensatz zum Rest der Gruppe schwebte Jefferson noch im All, etwa fünfzig Meter vom Shuttle entfernt. In dessen offener Schleuse konnte er den Rest der Gruppe mit ihren Brettern stehen sehen. Er hatte sich auf seinem Board hingehockt und blickte gedankenverloren in Richtung des nahen Materienebels.

Was war, verdammt noch mal, mit Miller geschehen?

Der Kerl ist doch nicht etwa zu stolz und meldet sich deshalb nicht, weil er von der Kante gerutscht ist und eingesammelt werden muss?

Sicher, so etwas war kein Ruhmesblatt für einen Space-Surfer, aber Anfängern konnte so etwas leicht passieren. Dafür waren ihre Anzüge mit exzellenten Funkgeräten ausgerüstet, die sich gut anpeilen ließen. Aber die Tatsache, dass Millers Funkgerät nicht reagierte, weder aktiv noch passiv, konnte nur eines bedeuten: Er hatte nicht nur den Kontakt zum Kraftfeld verloren, ihm musste zusätzlich etwas zugestoßen sein, dass es ihm unmöglich machte, sich zu melden.

Gerade als eine Flut von Selbstvorwürfen in Jefferson hochzubranden begann, empfing er in seinem Kopfhörer den Alarm von der STERNENFAUST.

»Der Morax hat sich befreit. Mehrere Tote!«

*

Caan hatte Harris quer durch den Aufenthaltsraum geschleudert. Während der Marine versuchte, bei Bewusstsein zu bleiben, fragte er sich, warum der Morax ihn bisher so glimpflich hatte davonkommen lassen. Bei anderen, die ihm zufällig im Weg standen, war der Ausbrecher entschieden weniger zimperlich gewesen.

Peer Marquardt, der Koch, wurde ebenfalls eines der Opfer des wie ein Berserker wütenden Morax. Er trat gerade aus einer kleinen Tür, die aus seiner Küche führte, in die Kantine, als Caan mit Harris über der Schulter hereinstürmte. Mit aufgerissenem Mund starrte er die weit über 2 Meter große Gestalt an, die im nächsten Moment den Marine Phillip Harris mit solcher Wucht durch den Raum warf, dass er eine Schneise in die herumstehenden Stühle und Tische schlug. Es war wohl eher ein Ausruf maßlosen Erstaunens denn des Schreckens, der sich der Kehle des Kochs entrang, als sich Caans Pranke um sein Gesicht schloss. Die gewaltige, klauenbewehrte Hand erstickte den Schrei. Dann zerschmetterte der Morax Marquardts Schädel mit einem kurzen,

heftigen Stoß gegen die Wand und brüllte dabei etwas, das Harris in seinem halb bewusstlosen Zustand nur als Grunzlaute wahrnahm.

Später, als alles vorbei war und die schmerzhafte Zeit des Aufräumens und der Analyse des Geschehens gekommen war, erfuhren die Überlebenden anhand der Aufzeichnungen der beim Alarm aktivierten Kameras, was Caan in diesem Augenblick gesagt hatte: »Es hat vorzüglich geschmeckt, aber ab sofort bestimme ich, *wer* für mich kochen darf und vor allem *was*!«

Während er sich versuchte, aufzurichten, sah Harris, wie einige Besatzungsmitglieder versuchten, Deckung zu finden. Der Ausbruch des Morax hatte die meisten eiskalt erwischt; kaum jemand hatte die Zeit gefunden, sich zu bewaffnen. Wütend feuerte Caan mit den beiden erbeuteten Nadlern – einen zweiten hatte er von Marine Tschow – um sich. Und er wurde nur noch wütender, als er sah, dass die, die er traf, lediglich bewusstlos zusammensackten und nicht blutüberströmt starben.

Tom Laury, Waffen-Lieutenant an der Gausskanone drei, lag unbewaffnet und ohnmächtig vor dem Morax. Ihn hatten mehrere Nadlerschüsse mit Betäubungspartikeln aus dem Stand heraus ins Land der Träume geschickt. Paradoxerweise schien er Caan mit weit aufgerissenen Augen anzustarren, aber Harris wusste, dass Laury nichts mehr sah oder spürte. Doch das war nur ein schwacher Trost, als der Morax sich zu dem Lieutenant herabbeugte und ihm mit quälender Langsamkeit zwei seiner Krallen in die Augen bohrte und das vollendete, zu was der Nadler nicht in der Lage gewesen war.

Harris verlor jegliche Kontrolle über seinen Körper, als er sah, dass Caan direkt auf ihn zuschritt. Er zitterte wie Espenlaub.

Jetzt ist es aus!, schoss es ihm durch den Kopf und er schloss entsetzt die Augen. Er spürte die Hitze eines Thermostrahls knapp neben seinem Ohr in der Wand einschlagen, wo die Hitze keine zwei Handbreit von seinem Kopf entfernt sofort Blasen in der Beschichtung bildete. Hastig rückte er von der Hitzequelle weg und sah, dass ein Marine versucht hatte, Caan zu überwältigen. Vergeblich, zwar waren beide zu Boden gestürzt – nur deshalb war der Schuss des Thermostrahlers an ihm vorbeigegangen –, aber der Morax konnte Harris' Kollegen sofort abschütteln und sprang wieder auf die Füße. Als der Körper des Marine von der riesigen Gestalt Caans abglitt, sah Harris mit Entsetzen, dass dieser dem Soldaten das Genick gebrochen hatte.

»Das ist gar nicht gut!«, keuchte Harris kaum vernehmlich. Denn nun verfügte der Morax auch über einen Thermostrahler. In scheinbar sinnloser Mordlust tötete Caan einige der offensichtlich bewusstlosen Besatzungsmitglieder und riss unmittelbar danach die Waffe hoch, um sie in Richtung des Kantineneingangs abzufeuern. Dort verschwanden, ebenso schnell wie sie aufgetaucht waren, die Silhouetten zweier Marines, die Caan nur knapp verfehlte.

Er beugte sich noch einmal zu der Leiche vor sich herab und

durchsuchte die Uniform. Es ging zu schnell, als dass Harris in der Lage gewesen wäre, die Gegenstände zu identifizieren, die der Morax an sich nahm. Er wusste nur, dass sich Caan Schritt für Schritt aufrüstete.

Während Harris noch hin und her gerissen war zwischen Ekel und Schmerz wegen der unglaublichen Brutalität des Morax und grenzenloser Verwunderung angesichts seiner ultraschnellen Reaktionsfähigkeit, wich Caan wieder in den hinteren Teil des Aufenthaltsraums zurück. Er öffnete die Tür, durch die vor kaum einer Minute Peer Marquardt gekommen war. Mit einem raschen Blick erkundete er die dahinter befindliche Küche und grunzte zufrieden. Dann starrte er Harris an und der Marine dachte schon, sein letztes Stündlein habe geschlagen. Aus einem Grund, den er kaum begreifen konnte, hielt Harris dem Blick stand und erwiderte ihn mit ungebrochenem Trotz.

Caan knurrte etwas, das Harris nicht verstehen konnte, da sie über keinen Translator verfügten. Aber die begleitenden Gesten machten deutlich, was der Morax wollte. Er zeigte mit rascher Geste auf jene Besatzungsmitglieder, die in dem Aufenthaltsraum noch am Leben waren. Mit Ausnahme der Systemanalytikerin Rana Quaid, die Harris erst jetzt wahrnahm, waren sie alle bewusstlos. Dann wies der Morax auf die kleine Tür, die zur Küche führte.

Es war offensichtlich, Caan wollte sich mitsamt den Überlebenden in die Küche zurückziehen, die ihm offensichtlich bessere Deckung bot. Harris – dem nach seinem Flug durch den Raum und der Kollision mit zahllosen Möbeln noch immer jeder Knochen im Leib wehtat – und Rana Quaid sollten ihm dabei helfen, die Überlebenden des Massakers in den nicht gerade großen Küchentrakt zu tragen.

Der Morax hielt den Thermostrahler auf sie gerichtet, während Harris und Quaid seinen Befehl ausführten. Nacheinander schleppten, zerrten und zogen sie insgesamt fünf bewusstlose Crew-Mitglieder in die Küche, die niemand von ihnen bisher betreten hatte. Mit Ausnahme von Sergeant Wanda Ndogo und dem Küchenpersonal hatte hier niemand Zutritt.

»Sieben Geiseln«, knurrte Harris leise zu Rana, als Caan die kleine Seitentür schloss und sorgfältig verriegelte. In diesem Moment hörten sie ein leises Geräusch. Harris spürte, wie Rana ihn am Arm packte, aber auch Caan hatte etwas gehört. Er witterte und sog die Luft durch seine Nasenlöcher. Dann ging er zielstrebig an der langen Reihe von Herden, Mikrowellen und Backöfen vorbei und griff entschlossen in ein Regal.

»Acht Geiseln«, korrigierte Rana Quaid mit einem Seufzer.

Der Morax hielt mit ganzen zwei Fingern Missie an den Trägern ihrer Schürze hoch, so dass die nicht gerade groß gewachsene, rundliche Küchenhilfe mit den Beinen in der Luft ruderte. Doch statt sie einfach durch die Luft zu schleudern, ließ er sie mit erstaunlicher Sanftheit wieder zu Boden und bückte sich zu ihr herab. Er grunzte dabei und

die am ganzen Leib zitternde Frau nickte, obwohl sich Harris nicht sicher war, ob sie überhaupt begriff, was der Morax von ihr wollte.

»Ich glaube, er will etwas zu essen«, zischte er in Missies Richtung.

»Soweit bin ich auch schon«, erwiderte die Küchenhilfe und streckte trotzig ihren Rücken durch. Allmählich ließ ihr Zittern nach. Harris staunte, als Missie tief durchatmete und zu einem Schrank ging. Sie stieg auf einen bereitstehenden Trittschemel, schob die Schranktür zur Seite und winkte Caan heran. Von einer Sekunde zur nächsten, so schien es, hatte die unscheinbare Person ihren Schock überwunden und behandelte den unberechenbaren Berserker wie jeden anderen auch.

»Sie ahnt offensichtlich gar nicht, *wie* gefährlich der Kerl ist«, flüsterte Harris zu Rana, die, immer noch halb im Schockzustand, die Arme um sich selbst geschlungen hatte.

»Das hab ich gehört, Harris! Halten Sie mich für völlig blöd?«, rief Missie empört über die Schulter, »Ich habe genau gesehen, was er mit Marquardt gemacht hat. Peer war zwar ein echter Tyrann, aber *das* hat er nun doch nicht verdient!«

Caan grunzte zornig und richtete den Thermostrahler auf Missie. Es passte ihm nicht, dass sich seine Geiseln unterhielten. Doch bevor er in seiner Wut loslegen konnte, nach der Kantine auch die Küche in Einzelteile zu zerlegen, knackte der Deckenlautsprecher und sie hörten die Stimme von Dana Frost.

*

»Ich verstehe, Captain«, hatte Jefferson nur Minuten zuvor per Funk zu Dana gesagt, »Sie brauchen jeden an Bord, besonders die Marines, um dieses rasende Untier wieder einzufangen. Aber wenn ich Miller jetzt seinem Schicksal überlasse, dann müssen wir einen zusätzlichen Verlust verantworten.« Er machte eine kurze Pause.

»Ich schlage vor, dass Bogdanovich und ich die restlichen Surfer zur STERNENFAUST zurückbringen, aber dann umkehren und weiter nach Miller suchen, wenn Ihnen das recht ist.«

»Ich halte das für keine gute Idee, L.I.!«, erwiderte der Captain missbilligend. Jefferson unterdrückte seine Widerworte. Er konnte Captain Frost ja verstehen – was, wenn er selbst auch noch in den Ausläufern des Nebels verloren ging? Dann hatte die STERNENFAUST keinen L.I. mehr. Jefferson hatte keine Ahnung, ob der Captain ihm das angesichts der Situation durchgehen ließ.

»Entschuldigen Sie, Ma'am.« Jeffersons Stimme bekam einen nervösen Unterton. »Ich weiß, Sie müssen den Morax einfangen. Aber je länger wir mit der Bergung Millers warten, desto geringer wird die Chance, ihn zu finden!«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbrach ihn Dana. »Also gut. Wir können Caan sicher auch ohne Sie und Bogdanovich einfangen, und wenn das Shuttle weg ist, kann er wenigstens nicht damit fliehen. Aber

Lieutenant Jefferson – Sie halten die ganze Zeit über Ihren Funkkanal zu uns offen und sollten wir aus irgendeinem Grund gezwungen sein, Fahrt aufzunehmen, brechen Sie auf der Stelle die Suche ab und kommen zurück an Bord!«

»Verstehe, Ma'am. Danke«, erwiderte Jefferson erleichtert.

»Gut. – Fähnrich Bogdanovich?«, hörte er, wie sich Dana an den Shuttlepiloten wandte. »Sie haben alles mitgehört. Sobald die Leute an Bord der L-1 sind, bringen Sie sie zur STERNENFAUST und machen sich dann zusammen mit Jefferson auf die Suche nach Miller.«

»Aye, Ma'am«, ertönte die Stimme des Piloten.

»Viel Glück, L.I., und erstatten Sie sofort Bericht, wenn Sie Fähnrich Miller finden.«

»Natürlich, Ma'am.«

*

Kaum hatte sich Dana Frost über Deckenlautsprecher bei Caan gemeldet, hatte dieser ihn mit einem gezielten Schuss des Thermostrahlers außer Betrieb gesetzt. Die verschmorte Abdeckung hatte dabei Feuer gefangen. Philipp Harris sah Rana Quaids große Augen, als der Morax nur zweimal mit der Pranke darauf schlug, um die Flammen zu löschen. Scheinbar war er völlig unempfindlich gegen den Schmerz. Danach durchwühlte Caan auf der Suche nach etwas Eßbarem weiter die Schränke, als wäre nichts weiter geschehen. Die ganze Zeit war Missie an seiner Seite, half ihm und schien – so unglaublich das auch war – beruhigend auf ihn zu wirken. Noch immer lag der beißende Geruch, der überhaupt nicht zu einer Küche passen wollte, in der Luft.

Als immer mehr Lebensmittel in die Ecke flogen, dämmerte Harris, dass Caan überhaupt keinen Hunger hatte, sondern auf der Suche nach etwas anderem war. Ganz hinten in einem Vorratsschrank wurde er schließlich fündig.

»Das ist doch …«, flüsterte Philipp Harris ungläubig, als er den vakuumverpackten Behälter in Caans Pranke sah.

»Das ist Captain Frosts Bohnenkaffee!«, sagte Rana Quaid verblüfft. Mit der Kralle seines kleinen Fingers riss der Morax das Päckchen auf. Geräuschvoll schnüffelte er am Inhalt und warf dann seinen Kopf brüllend in den Nacken.

Für einen Augenblick siegte bei Rana Quaid wissenschaftliche Neugier über die Angst. »Als ob er genau analysiert, worum es sich dabei wohl handelt«, kommentierte sie so sachlich, als rede sie über eine Laborratte. »Morax scheinen über eine viel feinere Nase zu verfügen, als wir dachten«, fügte sie hinzu. »Und außerdem scheint er bei aller Brutalität in seiner Vorgehensweise auch rational zu denken und zu handeln. – Apropos, Mr. Harris, wie konnte er eigentlich aus dieser Hochsicherheitszelle ausbrechen?«

Froh, eine Ablenkung zu haben, erzählte Harris Rana von den zerstörten Robotern und dass es dem Morax irgendwie gelungen sein musste, sich aus Alltagsstoffen wie etwa rohen Kartoffeln oder Schwefelsäure einen hochreaktiven Sprengstoff zu mixen, dessen Explosion das Schott aus seiner Zelle pustete.

»Caan erkennt offensichtlich eine Vielzahl chemischer Substanzen am Geruch«, schloss er. »So hat er wohl auch die Schwefelsäure im Roboter erkannt.«

»Und er weiß genau, was man damit machen kann«, ergänzte Rana. »Von wegen Barbar.« Erstaunt sahen die beiden, wie sich Caan den Inhalt des gesamten Kaffee-Päckchens in den Rachen schüttete.

»Dieses scheußliche Zeug *trinke* ich ja noch nicht einmal«, sagte Harris angewidert. »Aber *essen* …« Er schüttelte sich.

»Es ist das Koffein«, sagte Rana. »So viel Koffein auf einmal! Ein normaler Mensch würde massive Probleme bekommen. Eine solche Menge würde ihn umbringen …«

»Ha!«, erwiderte Harris verächtlich. »Ihn wird es nicht umbringen, machen Sie sich da mal keine falschen Hoffnungen!«

»Er will wach bleiben! So lange wie möglich hellwach! Das Zeug putscht auf.«

Caan stapfte auf sie zu. Sofort machten sie die beiden instinktiv kleiner und duckten sich. Der Morax baute sich breitbeinig vor Harris auf, wechselte den Thermostrahler in die andere Hand und zog einen kleinen flachen Gegenstand aus der Tasche.

»Ein Translator«, murmelte Harris. Caan musste das Gerät dem toten Marine abgenommen haben, der ihn mit dem Thermostrahler angegriffen hatte. Der Morax knurrte und fuchtelte mit dem Gerät vor Harris Gesicht herum.

Der eingeschüchterte Marine stand auf. Caan drückte ihm den Translator in die Hand. Harris schaltete ihn ein.

»Ich brauche noch mehr Geiseln«, hörte er gleichzeitig Caans Grunzen und die unpersönliche Stimme des Translators, »und du wirst mir dabei helfen!«

Dieses Ansinnen ließ Harris seine Angst sofort vergessen. »Wie bitte? Wieso sollte ich! Das kommt überhaupt nicht in Frage!«

»Und wenn du mich nicht bedingungslos unterstützt, töte ich als Erstes diese Frau, danach die Bewusstlosen, einen nach dem anderen, und zum Schluss dich. Falls du bis dahin nicht deine völlig unmaßgebliche Meinung geändert haben solltest.«

Caan zielte mit dem Thermostrahler auf Ranas Bauch. Voller Entsetzen sah Harris, dass er die Systemanalytikerin nicht einfach töten, sondern langsam und qualvoll sterben lassen würde.

»Das würdest du tun?«

»Das würdest du tun, Herr«, sagte Caan und zielte immer noch auf Rana. »Zweifelst du etwa daran? Wirst du mir gehorchen oder nicht?«

Harris begriff, dass er fürs Erste keine andere Wahl hatte. »Was kann ich für dich tun, Herr?«, fragte er also gehorsam.

»Zuerst muss ich wissen, wann die Bewusstlosen frühestens aufwachen werden.« Harris wollte schon ansetzen, etwas zu sagen, aber Caan hob abwehrend die Pranke. »Antworte, aber wage es ja nicht, mich zu belügen. Für jede Lüge breche ich dir einen Finger.«

Harris schluckte und schaute hastig auf die Uhr. Es wunderte ihn, als er sah, wie wenig Zeit bisher vergangen war. Es kam ihm wie Stunden vor, dabei waren noch keine fünfzehn Minuten verstrichen, seit ihn der Morax quer durch die Kantine geschleudert hatte.

»Es kommt darauf an«, erwiderte er zögernd, um Zeit zu gewinnen. »Vielleicht in einer Stunde oder zwei. Je nachdem, wie stark der Nadlerstrahl war, den sie abbekommen haben …«

»Na los! Wie schnell, wann frühestens.« Deutlich war zu hören, dass Caan ungeduldig wurde.

Der Kaffee?, überlegte Harris.

»Sie sind mindestens noch fünfundvierzig Minuten außer Gefecht gesetzt, da die Betäubungssubstanz selbst bei einem Streifschuss wirkt. Hauptsache, sie kommt mit der Haut in Berührung.«

»Wo finde ich weitere Handwaffen, wo Sprengstoff, wo Fesseln? Beschreib mir den Weg.«

Stockend erklärte Harris, wo im Schiff die von Caan gewünschten Dinge gelagert wurden.

»Gut«, sagte der Morax. »Binde mir diese Frau da auf den Rücken. Und fessele die andere!« Er hob einen Arm, hielt aber die Mündung des Strahlers weiter auf Harris gerichtet.

»Was? Wo …« Ein Strahl zischte kaum zwei Millimeter neben Harris in den Boden. Erschrocken sprang er zur Seite.

»Damit«, grunzte Caan und zeigte auf eine Rolle breites Klebeband, das auf einem Arbeitstisch lag und dazu benutzt wurde, Säcke mit nicht recycelbarem Müll zu verschließen.

Harris griff nach dem Klebeband und gleichzeitig packte der Morax Rana und zerrte sie über seine Schulter.

»Beeil dich!«, knurrte er unfreundlich. Rana baumelte, von seiner freien Pranke gehalten, gut und gerne einen halben Meter über dem Boden. So schnell er konnte, umwickelte Harris die beiden mit dem Klebeband. Auf Anweisung Caans bog er ihre Arme über die Schultern des Morax und fixierte sie vor seiner Brust. Danach musste er Missie an einen Herd fesseln.

»Du gehst voran und wirst mich führen. Nicht dass ich den Weg nach deiner ausführlichen Beschreibung nicht alleine finden würde, aber ich will sehen, ob du mich angelogen hast, denn es macht Spaß, Kreaturen wie dir die Knochen einzeln zu brechen. Los jetzt! Bleib ganz dicht an mir dran …«

*

»Sie verlassen den Aufenthaltsraum, Captain.« Das typische Zischen

des Thermostrahlers ertönte aus dem Lautsprecher des Brücken-Coms, gleichzeitig mit einigen unterdrückten Schreien und Geräuschen, die auf hastige Bewegungen schließen ließen.

»Zurück – aus der Schussreichweite!«, rief Dana in das Mikrophon.

»Erledigt, Ma'am. Al-Qamar hat's erwischt, Streifschuss.«

Auf dem großen Brückenmonitor, den Kommunikationsoffizierin Susan Jamil jetzt hastig dazuschaltete, sahen Dana und die Brückenbesatzung, dass sich der Morax eine Geisel auf den Rücken geschnallt hatte und seine Vorderseite mit Philipp Harris deckte, als er vorsichtig aus dem hinteren Küchenausgang den Gang betrat.

»Das ist Rana!«, rief Bruder William entsetzt. Fast gleichzeitig bewegten sich die Blicke aller Anwesenden zu dem Christophorer, dessen Gesicht auf einen Schlag aschfahl geworden war. Er biss sich so fest auf die Unterlippe, dass sie zu bluten begann und starrte verzweifelt auf den Monitor.

»Kein sicherer Schuss möglich«, knurrte Stephan van Deyk voller Zorn.

»Dieser Mistkerl will bestimmt zum Waffendepot«, sagte Robert Mutawesi.

»Schicken Sie jemanden zur Küche und sehen Sie nach, ob es dort Überlebende gibt«, sagte Dana. In diesem Moment sahen sie, wie Caan an der Com-Anlage neben dem Kücheneingang stehen blieb und direkt in die dort befindliche Kamera blickte.

»Ihr rührt euch nicht vom Fleck!«, röhrte die Translatorstimme des Morax aus dem Lautsprecher. Es war, als hätte er Danas Gedanken gelesen. »Wenn ich bei meiner Rückkehr in der Küche sehe, dass auch nur ein Gegenstand woanders liegt als vorher, sterben diese beiden hier und ihr dürft zuschauen, wie ich sie sehr langsam ins Jenseits befördere.«

»Spätestens dann bist du selbst tot«, fluchte van Deyk mit hochrotem Kopf halblaut in sich hinein. Aber Caan konnte ihn nicht hören, da Dana blitzschnell die Anlage abgeschaltet hatte. Sie warf ihrem Ersten Offizier einen kurzen, vernichtenden Blick zu. Van Deyk nickte. Er hatte sich wieder im Griff. Sofort schaltete Dana das Gerät wieder ein.

»Wir sollten reden, Caan, auch wenn es so aussieht, als hättest du im Moment die Oberhand«, sagte sie mit betont ruhiger Stimme. »Wir sind in der Überzahl. Du hast keine Chance, das Schiff zu verlassen.«

»Was wetten wir, Sklavin! Du sprichst nur, wenn du gefragt wirst und das Einzige, was ich im Moment von dir wissen will ist, ob du verstanden hast, was ich eben gesagt habe.«

»Ja«, antwortete Dana. Im gleichen Augenblick schaltete Caan die Gegensprechanlage aus. Dann sahen sie ihn weiter durch den Gang gehen, wobei er den Eindruck hinterließ, als spüre er von der Geisel, die auf seinem Rücken hing, nicht das Geringste.

*

In der Schwärze des Alls war die Suche eigentlich aussichtslos. Und das wussten auch Jefferson und Bogdanovich. Wie sollten sie einen im Verhältnis zur unendlichen Weite des Raums weniger als staubkorngroßen Menschen in seinem Raumanzug finden, der nicht einmal mehr in der Lage war, sein Funkgerät zu bedienen?

Der Shuttle-Pilot und Jefferson waren gerade konzentriert dabei, die Kraftfelder zu scannen, auf denen er und sein Trupp heute gesurft waren. Mit den Ortungssystemen auf maximaler Reichweite bestand zumindest ein Quentchen Hoffnung, Miller aufzuspüren, denn trotz seiner ungebremsten Geschwindigkeit konnte er in der letzten halben Stunde noch nicht allzu weit von den *Lines* entfernt sein, auf denen man reiten konnte.

»Lieutenant Jefferson«, meldete sich jetzt eine Stimme von der STERNENFAUST aus den Lautsprechern der L-1.

»Was gibt's, Briggs?«, antwortete er und unterdrückte ein verzweifeltes Seufzen. »Habt ihr den Morax erwischt?«

Sicher wollte der Captain, dass er und Bogdanovich die Suche nach Miller abbrachen. Innerlich legte er sich schon einmal seine Argumente gegen diesen Befehl zurecht.

Ashley Briggs schnaufte vernehmbar. »Nein. Er hat Geiseln genommen, aber er hat letztendlich keine Chance.«

»Unterschätzt den Morax nicht, der ist eine reine Kampfmaschine!«

»Unsere Marines werden schon mit ihm fertig. Ansonsten haben die anderen Expeditionsschiffe ja auch noch Reserven. Der Captain redet grade mit ihnen«, sagte Briggs.

»Völliger Blödsinn!«, unterbrach Bogdanovich das Gespräch. »Die STERNENFAUST ist viel zu klein, als dass Verstärkung von den anderen Schiffen irgendwas nutzen würde! Unsere Marines sind zahlenmäßig ausreichend!«

»So oder so«, antwortete Briggs mit ungewohnter Festigkeit in der Stimme, »der Morax kann nicht gewinnen.«

Wollen wir es hoffen!, dachte Jefferson.

»Ich wollte Sie aber wegen etwas anderem sprechen, L.I.«, fuhr Briggs fort. »Ich habe eine Anomalie geortet. Ganz in der Nähe Ihres Kraftfelds.«

»Was für eine Anomalie?«

»Wahrscheinlich eine Dunkelwolke. Aber da scheint auch Dunkle Energie im Spiel und die lässt sich, wie Sie wissen, ja nicht exakt anmessen. Aber so etwas ist in der Nähe von Braunen Zwergen ja auch nicht ungewöhnlich.«

»Ja«, knurrte Jefferson. Das klang nicht gut, aber dennoch nach einer Erklärung dafür, dass Miller sich nicht meldete. Wenn sich der Fähnrich in dieser Wolke Dunkler Materie verirrt hatte, würde sein Funkgerät nur noch minimal arbeiten können.

»Die Anomalie besteht, wie ich vermute, aus einem feinstaubähnlichen Nebel und scheint nur in geringen Mengen

vorhanden zu sein, zieht sich aber wie ein langer, dünner Finger von M1254 bis zu den Magnetlinien, auf denen Sie heute Nachmittag gesurft sind. Die Daten werden bereits ans Shuttle übermittelt.« Vor Jefferson erschienen auf dem Copilotendisplay des Shuttles die entsprechenden Anzeigen.

»Danke, Briggs! Sie haben was gut bei mir!«

»Wenn, dann hat wohl Miller was gut«, sagte der Ortungsoffizier.

Diese Raumanomalie könnte tatsächlich für Millers Verschwinden verantwortlich sein, überlegte Jefferson, während er Bogdanovich anwies, Kurs auf die übermittelte Position zu nehmen. *Wenn überhaupt eine Aussicht darauf besteht, Miller wiederzufinden, dann in dieser Dunkelwolke.*

Falls Miller an einer anderen Stelle den Kurs und den Kontakt zur *Line* verloren hatte und sein Equipment aufgrund eines technischen Fehlers ausgefallen war, gab es wohl keine Hoffnung mehr, ihn in diesem Leben noch zu finden.

War er dagegen in den Bereich der Dunklen Materie geraten, konnte dies erklären, warum sein Funkgerät nicht mehr funktionierte. Die Dunkle Energie in dieser Wolke würde jede Form von anderer Energie völlig verschlucken. Aber da es sich um ein verhältnismäßig überschaubares Gebiet handelte, bestand tatsächlich noch ein Funken Hoffnung …

*

Fünf weitere Besatzungsmitglieder, darunter zwei Marines, verloren auf dem Weg des Morax und seiner Geiseln zum Waffenarsenal noch das Leben. Mit Rana Quaid auf der Schulter und Philipp Harris vor ihm war es schwierig, den Morax direkt anzugreifen, während der wiederum keine Skrupel hatte, den Thermostrahler und auch den mittlerweile auf »töten« eingestellten Nadler einzusetzen. So kam er mehr oder weniger unbehelligt am Waffendepot an und belud sich und Harris mit so vielen Gaussgewehren, Granaten, Sprengkapseln und anderem Gerät, wie sie gerade noch schleppen konnten.

Natürlich hatte Caan darauf geachtet, dem Marine keine scharfen Waffen in die Hand zu drücken. Eines der Gaussgewehre durchzuladen und zu entsichern hätte vielleicht nur ein, zwei Sekunden gedauert. Aber wie gehabt ging Harris vorneweg, wusste also Caans alles erfassenden Blick in seinem Nacken. Er war überzeugt: bevor es ihm überhaupt gelungen wäre, eines der Magazine in die Waffe zu laden und vom automatischen Standby in den aktiven Modus zu schalten, wäre er bereits tot gewesen – und vielleicht auch Rana Quaid, die immer noch hilflos auf dem Rücken des riesigen Morax hing. Harris konnte es drehen und wenden, wie er wollte, jeder Versuch, Nutzen aus der Situation zu schlagen, dass er auf einmal jede Menge Waffen zu schleppen hatte, wäre zum Scheitern verurteilt gewesen.

Allerdings fiel ihm auf dem Rückweg zur Küche etwas anderes auf: Das Schiff schien plötzlich menschenleer zu sein. Jedenfalls ließ sich kein Marine und auch kein Besatzungsmitglied mehr blicken.

Was haben die nur vor? Dabei hätten sie doch jetzt die besten Chancen, den Morax fertigzumachen!, dachte Harris ungeduldig. Die Unmassen an Waffen, die Caan in den Küchentrakt zurückschleppte, hätten ihn in seinen ansonsten blitzartigen Reaktionen zweifellos eingeschränkt. Doch wie – so musste der Marine sich augenblicklich selber eingestehen – hätte der Einsatz erfolgen sollen, ohne sein Leben oder das Ranas zu gefährden?

Andererseits wurde der Kerl mit jeder Waffe, die er erbeutete, noch gefährlicher! Doch dann sah Harris ein, dass die Entscheidung, sich zurückzuziehen, mit Sicherheit die bestmögliche war. Das erklärte Ziel des Morax, weitere Geiseln in die Hand zu bekommen, wurde so fürs Erste erfolgreich verhindert. Und je mehr Zeit verging, desto größer wurden ihre Chancen. Noch war Caan, dank Captain Frosts Kaffeeration, aufgeputscht, hellwach und aufmerksam, aber irgendwann würde auch seine Wachsamkeit nachlassen. Es war richtig, auf Zeit zu spielen. Die Unberechenbarkeit und die lange aufgestaute Wut des Morax hatten schon viel zu viele Opfer gefordert.

Harris fing an, sich über Caans Motive Gedanken zu machen. Was immer der Morax vorhatte, dieser ganze Ausbruch und diese Aktion mit der Geiselnahme schien im ersten Moment sinnlos zu sein. Es gab für sein Verhalten nur eine Erklärung: Er legte es geradezu darauf an, sich selbst umzubringen. Und das verband er ganz offenbar mit dem Ziel, vorher so viele seiner verhassten Feinde mit in den Tod zu reißen, wie er nur konnte. Harris fielen die verschiedenen Separatistenbewegungen auf der Erde ein. Es sah ganz so aus, als würden auch die Morax das Konzept des Märtyrer-Tods kennen, der eigentlich nur darauf abzielte, möglichst viele Unschuldige mit in den Tod zu nehmen.

Trotzdem überkamen ihn Zweifel. Hatte Caan wirklich mit seinem Leben abgeschlossen? Vielleicht gab sich der Morax auch der Illusion hin, als einzelner Kämpfer gegen eine ganze Schiffsbesatzung bestehen zu können? Zum Ehrbegriff eines Morax hätte das jedenfalls gepasst.

Aber Caan musste bewusst sein, dass er nicht gewinnen konnte. Bevor es ihm gelingen würde, die Brücke zu stürmen und das Schiff tatsächlich zu übernehmen, würde man ihn töten. Selbst dann, wenn das hieße, das Schiff selber dabei schwer zu beschädigen.

Das Schiff zu beschädigen.

Dieser Gedanke ließ Harris mit einem Mal innerlich erstarren. *Verdammt!*, durchfuhr es ihn. Sie schleppten genug Sprengstoff mit sich herum, um genau das zu erreichen! *Vielleicht sucht er eine Stelle, wo eine gezielte Explosion letztlich das ganze Schiff zerstört!*

Diese Schlussfolgerung schien ihm mit einem Mal zwingend logisch. Die letzte Konsequenz eines Märtyrers! Er spürte, wie ihm erneut der Angstschweiß ausbrach und die physische Last, die er zu schleppen

hatte, noch schwerer wurde. Er musste irgendetwas unternehmen.

Nur was? Ohne die anderen zu gefährden?

Zurück in der Küche sah Harris, wie Missie an ihren Fesseln zerrte. Die anderen Geiseln, die er und Rana Quaid halbwegs bequem in eine Ecke des Raums gelegt hatten, waren noch immer bewusstlos. Fieberhaft überlegte Harris, an welcher Stelle der STERNENFAUST Caan mit dem vorhandenen Waffenpotential, insbesondere dem Sprengstoff, den größten Schaden anrichten konnte. Zuerst dachte er natürlich an die Triebwerke und die Bergstrom-Aggregate. Aber das wäre aus Caans Sicht wenig effektiv. Das Schiff wäre in diesem Fall manövrierunfähig, es würde aber genug Zeit bleiben, die Besatzung auf die anderen Schiffe der Expedition zu evakuieren.

Der Morax grunzte etwas, doch Harris war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um hinzuhören.

Der Luft-Recycler, die interne Energieversorgung und gleichzeitig an mehreren Stellen ein Hüllenbruch, schoss es ihm durch den Kopf. *Das wäre für die Mehrzahl der Crew absolut tödlich!*

»Oh, nein!«, stöhnte er angesichts dieses Gedankens unwillkürlich laut auf. Prompt traf ihn ein heftiger Schlag unvorbereitet ins Gesicht.

»Niemand widersetzt sich meinen Befehlen!«, grunzte Caan. »Zum letzten Mal! Mach sie los!« Er wies mit den Krallen seiner Rechten auf Rana.

Harris waren bei der mit aller Macht geschlagenen Ohrfeige sämtliche Waffen aus der Hand gefallen. Er rieb sich die blutende Wange und machte sich hastig daran, die Systemanalytikerin vom Rücken des Morax zu schneiden. Stöhnend rutschte die junge Frau von der Schulter der riesigen Gestalt und rieb sich die Arme. Sie war direkt neben die Waffen gefallen, die Harris aus der Hand gefallen waren, doch bevor sich der Marine oder Rana darüber freuen konnten, erwischte Caan die Computerspezialistin mit einem Tritt in den Bauch und schleuderte sie außer Reichweite des Waffenarsenals.

Harris beobachtete mit Entsetzen, dass der Morax unverzüglich damit begann, die immer noch ohnmächtigen Geiseln aneinanderzufesseln und Sprengladungen an ihnen zu befestigen. Befriedigt knurrte Caan, als er einen der ferngesteuerten Zünder, der allerdings noch nicht mit einer Sprengkapsel verbunden war, mit der Fernbedienung auslösen konnte. Dann band Caan auch ihn und Rana Rücken an Rücken zusammen und klebte eine Sprengladung zwischen ihre Schulterblätter. Ihre Arme waren aneinandergefesselt und zusätzlich noch an den Gürteln ihrer Uniformen fixiert. Auf Beinfesseln verzichtete der Morax, wohl wissend, dass er die tödliche Explosion auch dann noch bequem würde auslösen können, wenn es ihnen gelingen sollte, sich unbemerkt ans andere Ende des Schiffes zu schleichen.

Harris sank der Mut ins Bodenlose. Damit schien ihm fürs Erste jede Möglichkeit genommen, von sich aus etwas gegen die Pläne des Morax zu unternehmen …

*

»Die Lage ist ernst. Er hat in der Küche mehr als die zwei wachen Geiseln«, sagte Dana zu den Kommandeuren der fünf anderen Expeditionsschiffe. Sie hatte Lieutenant Jamil darum gebeten, eine Videokonferenz einzuberufen. Auch wenn die anderen Schiffe der Expedition vielleicht nichts tun konnten – sie mussten über den Ausbruch des Morax informiert werden. Wer wusste schon, was der STERNENFAUST-Besatzung noch alles bevorstand. Die Lage war ernst. »Bevor er die Überwachungskamera zerstörte, waren noch weitere Personen zu sehen.«

»Von denen wir aber nicht wissen, ob es sich nicht doch um Tote handelt«, unterbrach sie Sun-Tarin. Captain Mirrin-Tal von der SEDONGS RACHE war auf dem Monitor zugeschaltet und klapperte zustimmend mit dem Schnabel.

Erstaunlich, dachte Dana, *dass sich die beiden Kridan, die sich sonst nicht ausstehen können, in ihrem Pessimismus auf einmal so einig sind.* Laut sagte sie: »Die Logik spricht dafür, dass sie noch leben. Die ersten Waffen, die Caan in die Hände fielen, waren zwei Nadler. Die Waffen sind bei unseren Marines innerhalb von Star Corps-Schiffen immer auf Betäubung gestellt. Morax sind nicht dumm, aber auch Caan dürfte in den zwei Minuten nach seinem Ausbruch kaum die Bedienung komplett begriffen haben.«

»Selbst wenn er seine Opfer anfangs nur betäubt hat, könnte er sie inzwischen längst umgebracht haben«, wandte jetzt auch Siron Talas, der Expeditionsleiter und Captain des J'ebeem-Schiffes STOLZ DER GÖTTER, ein.

»Kann sein«, gab Dana zu, »aber warum hätte er dann Leichen in die Küche schleppen sollen?«

»Möglich, dass Sie Recht haben, Captain«, sagte Mirrin-Tal nach einer Pause des Überlegens. »Trotzdem müssen wir unter allen Umständen verhindern, dass der Morax auch nur den Hauch einer Chance erhält, die Kontrolle über die STERNENFAUST zu erringen und damit in die Lage versetzt wird, die Expedition zu erpressen.«

»Sehr richtig«, mischte sich jetzt auch Kaishuk, der führende Offizier der Starr, ein. »Sollten Sie Unterstützung benötigen, Captain, dann biete ich hiermit an, einen Trupp meiner Leute zu Ihnen zu schicken.«

»Nun ja«, sagte Dana, die ahnte, worauf dieses Gespräch hinauslaufen würde. »Ich danke für das großzügige Hilfsangebot, aber die STERNENFAUST ist zu klein und zu verwinkelt, als dass wir im Moment Verstärkung brauchen könnten. Die Gefahr, sich gegenseitig zu behindern, ist einfach zu groß.«

Dieses Monster hat zwar schon einige Tote hinterlassen, aber trotzdem werden wir mit unserer Überzahl wohl mit einem einzelnen Morax fertig und wenn er sich noch so wie ein Berserker aufführt!, fügte sie im Stillen hinzu. Sie war der Captain der STERNENFAUST und sie würde nicht *schon*

wieder einen Morax auf *ihrem* Schiff machen lassen, was er wollte! Die Crew würde mit diesem Problem schon fertig werden, ohne dass sie sich gegenüber den anderen Teilnehmern der Expedition dafür würde rechtfertigen müssen.

»Für uns ist es ein primäres Ziel, dass es keine weiteren Opfer mehr gibt«, sagte Dana entschieden. »Wir werden allerdings auch keine der Geiseln aufgeben und ihrem Schicksal überlassen!«

»Wir müssen uns alle Optionen offen halten«, meldete sich Siron Talas jetzt. Seine Miene war undurchdringlich.

»Und das soll heißen?«, fragte Stephan van Deyk mit ungewohnter Schärfe in der Stimme.

»Schlimmstenfalls evakuieren und zerstören, das wissen Sie so gut wie ich, Commander«, erwiderte Talas ungerührt.

Eine kleine Pause entstand.

»Normalerweise sollte das Opfer eines Schiffes wie der STERNENFAUST einen größeren Nutzen bringen, aber sollten wir tatsächlich nicht mit dem Problem fertig werden, wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben.« Kaishuk klang nüchtern und ruhig wie immer, als er das sagte.

Dana schwieg. Daran hatte sie natürlich schon selbst gedacht, aber sie hoffte nach wie vor, dass das nicht nötig sein würde.

Als habe Shesha'a, die Kommandantin des Shisheni-Schiffes, ihre Gedanken gelesen, war sie es, die antwortete. »Das wird, hoffe ich, nicht notwendig sein. Captain Frost hat recht, wenn sie sagt, die STERNENFAUST ist für größere Aktionen zu klein. Ich denke, wir anderen Schiffe sollten erst einmal im Hintergrund bleiben, aber ich schlage vor, dass wir ständigen Funkkontakt halten, damit wir alle über die Lage zeitgleich auf dem Laufenden sind.«

»Schön, dass wir uns verstanden haben«, sagte Talas, als alle mit dem Vorschlag der Shisheni einverstanden schienen. »Wir wünschen Ihnen viel Glück, Captain Frost. Wir halten uns bereit für den Fall der Fälle, auch um bei einer etwaigen Evakuierung eingreifen zu können.«

»Sie werden ständig informiert«, sagte Dana. Die zugeschalteten Captains der Expeditionsschiffe beendeten wortlos die Funkkonferenz. Die Zeit für Höflichkeitsfloskeln war vorbei.

»Gut«, fasste Dana die Situation für die Crew zusammen, »ich denke, wir sind uns einig, dass die STERNENFAUST aufzugeben nur die letzte Option sein kann. Vorschläge?«

»Eine militärische Lösung halte ich nicht für opportun«, sagte Bruder William mit leiser Stimme. Einige der Crewmitglieder sahen ihn mitleidig an. Es war nicht zu übersehen, wie sehr ihn die Geiselnahme mitnahm – immerhin war er mit Rana Quaid liiert.

Auch Bruder William selbst blieben die Blicke nicht verborgen. »Ich sage das nicht, um die Geiseln zu schonen!«, beeilte er sich zu sagen. »Obwohl Sie mir das bestimmt aus nahe liegenden Motiven unterstellen wollen. Ich sage das vor allem, weil wir Caan auf gewaltsame Weise offen nur mit schweren Waffen ausschalten könnten.

Und die Beschädigungen, die ein solcher Einsatz mit größter Wahrscheinlichkeit am Schiff zur Folge hätte, können dann *alle* das Leben kosten.«

»Bruder William hat recht«, knurrte Robert Mutawesi. »Wir dürfen nicht vergessen, dass dieser amoklaufende Morax sich mittlerweile mit so viel Sprengstoff eingedeckt hat, dass er tatsächlich in der Lage wäre, das Schiff wegzupusten. Er hat uns – verdammt noch mal – in der Hand!«

»Er kennt das Schiff nicht so gut wie wir. Er wird einen Fehler machen«, gab sich van Deyk zuversichtlich.

»Darauf könnt ihr Sklaventiere lange warten!« Alle Köpfe fuhren herum und blieben an einem winzigen Bildschirm hängen, auf dem das Gesicht Caans zu sehen war.

»Er ist im Aufenthaltsraum und benutzt das dortige Com!«, erklärte Susan Jamil und wurde blutrot. Ihr hätte an ihrer Konsole auffallen müssen, dass der Morax mithörte. Wie um ihren Fehler wieder wettzumachen, schaltete sie nun das Gesicht des Morax auf den Hauptbildschirm. In diesem Augenblick trat Caan zur Seite. Die Kamera erfasste jetzt zwei noch immer leblos wirkende Geiseln. Die beiden bewusstlosen Marines waren aneinandergefesselt.

»Er hat sie mit Sprengkapseln versehen!«, stieß Mutawesi keuchend aus.

»Genau«, erklang Caans höhnische Stimme aus dem Off. »Jede Geisel stirbt in dem Moment, in dem ich auf diesen Knopf drücke. So viel zum Thema Fehler. Vielleicht solltet ihr besser aufpassen, dass ihr keine macht.« Eine krallenbewehrte Pranke mit einer Fernbedienung schob sich ins Bild. »Außerdem habe ich noch ein paar weitere Ladungen im Schiff verteilt.«

»Was ist mit den anderen Geiseln?«, fragte van Deyk mit rauer Stimme.

»Ich habe allen so ein explosives Schmuckstück verpasst. Die beiden hier dienen nur als Beispiel.«

»Rana …«, entfuhr es Bruder William entsetzt.

»Keine Ahnung, wer das ist. Insgesamt sind acht Kreaturen eurer niederen Art in meiner Hand! Aber da euch ja wahrscheinlich euer eigenes Leben wichtiger ist als das der Geiseln, erschien mir eine Handvoll Gefangene als einziges Druckmittel zu wenig.«

»Was soll das heißen?« fragte Dana ruhig.

»Mit diesem Fernzünder kann ich noch weitere Sprengladungen zünden, die eurem hässlichen, unbequemen, kleinen Schiff schweren Schaden zufügen werden. Notfalls vernichte ich es!«

Er blufft!, dachte Dana. »Dabei würdest auch du den Tod finden«, konterte sie dennoch.

»Na und? Ich habe *keine* Angst vor dem Tod. Ihr etwa?«

»Doch«, sagte Dana. »Wir haben Angst vor dem Tod unserer Kameraden.«

Das verformte Projektil, das man ihr einmal aus dem Leib hatte

schneiden müssen, weil sie bei einem ihrer ersten Einsätze ein Fremdvolk unterschätzt hatte und das sie seit dem als Erinnerung an einer Kette um den Hals trug, schien in diesem Moment auf ihrer Haut zu glühen.

»Ha! Etwas anderes habe ich von einer Sklavin nicht erwartet«, schnaubte Caan verächtlich. »Aber ich will euch entgegenkommen. Ich könnte euch und euren Artgenossen euer armseliges Leben schenken.«

»Du willst verhandeln?«, fragte Dana.

»Kein Feilschen! Eine Forderung, mitsamt einem Angebot, das ich euch rate anzunehmen!«

»Gut. Ich höre.«

»Zuerst das Angebot, Sklavin. Ich weiß schließlich, das ihr Menschen auf Höflichkeit einen extrem hohen Wert legt .«

Bei dem Wort *Sklavin* durchfuhr Dana eine irrationale Furcht. Die Panik, die bei der Erinnerung an ihre Gefangenschaft auf Taurs Schiff immer auftauchte, drohte von ihr Besitz zu ergreifen und manifestierte sich in einem einzigen Gedanken. *Er will die Geiseln gegen mich austauschen! Warum bezeichnet er mich sonst die ganze Zeit als Sklavin*, durchfuhr es sie. Doch dann nahm sie sich zusammen und straffte sich. Nur nichts anmerken lassen und dem Gegner einen Ansatzpunkt liefern.

Doch Caan hatte schon weitergesprochen. »Also, meine Forderung!«

»Einen Moment«, sagte Dana, trat an die Com-Konsole. Das musste sie jetzt mit dem Morax allein abmachen; wenn sie sich schon opferte, würde sie das als Captain nicht offiziell zur Diskussion stellen, indem sie jedes Mitglied der Brückencrew mithören ließ. Und dass sie für das Leben Ihrer Schiffskameraden auch wieder in die Morax-Gefangenschaft gehen würde, stand für sie völlig außer Frage.

Sie nickte Susan Jamil zu, die zurücknickte. Dana nahm sich einen Kopfhörer, zog ihn über ihre kurzen, dunklen Haare und schaltete den kleinen Lautsprecher der Anlage aus. Sie sah, wie Stephan van Deyk die Stirn runzelte, aber sich wortlos zurück an seinen Platz begab. Auch Bruder William entfernte sich aus dem Sichtfeld der Kamera.

»Jetzt reden nur du und ich miteinander«, sagte Dana und blickte zu dem Kopf des Morax auf dem kaum zwei Handflächen großen Bildschirm.

»Von mir aus«, erwiderte Caan. Dann erläuterte er mit raschen Worten seine Forderung.

Dana Frost gelang es nur unvollkommen, ihr grenzenloses Erstaunen zu verbergen.



Das Licht der Sterne, die ungeheuer intensive Kulisse des nahen Nebels aus Leuchtender Materie, begann abrupt zu verblassen, als das STERNENFAUST-Shuttle in die Dunkelwolke eintauchte. Mit

Unbehagen bemerkte Jefferson, dass auch seine Infrarotwahrnehmung in so etwas wie ein Schwarzes Loch fiel. Er wurde beinahe blind.

»Furchtbar«, flüsterte er. Dieses allgemeine Dunkel um sie herum sendete weder Strahlung aus, noch reflektierte es sie. Keine Wärme, kein Licht, keine Strahlung, rein gar nichts. Alle Anzeigen des Shuttles zeigten jetzt folgerichtig Werte an, die gegen null tendierten. Natürlich wusste Jefferson, dass die umgangssprachliche Verwendung von Begriffen wie Dunkle oder Schwarze Materie und Dunkle oder Schwarze Energie über den wahren Charakter dieser kosmischen Phänomene hinwegtäuschte, die streng genommen mit Materie oder Energie nichts gemein hatten.

Früher dachte man, ganz im Sinne von komplementären Erscheinungsformen, es müsse sich bei Dunkler Energie um Antimaterie und ihrer energetischen Entsprechung handeln, aber mit dem Vorstoß der Menschen in den interstellaren Raum hatte sich diese Theorie als hinfällig erwiesen. Eine wirklich befriedigende Erklärung für das Vorhandensein solcher Dunkler Materiewolken hatte man bislang allerdings wegen der Schwierigkeiten bei der Anmessung immer noch nicht gefunden. Eigentlich war ihre Existenz nur dadurch bewiesen, dass sämtliche physikalischen Gleichungen ohne die Annahme, es gäbe so etwas wie Dunkel Materie oder Energie, nicht aufgingen.

»Antimaterie ist es ja dem Himmel sei dank nicht«, sagte Jefferson laut und erntete dafür von Bogdanovich einen fragenden Blick. »Die Dunkel Materie. Wenn das Antimaterie wäre, dann wären wir längst tot und Miller hätte schon lange davor auf sich aufmerksam gemacht. Quasi letztmalig seine Position angezeigt …« Die Explosion beim Kontakt von Materie und Antimaterie wäre in der Tat weithin sichtbar gewesen.

Bogdanovich prüfte statt einer Antwort die Funkreichweite und stellte fest, dass nun auch der Kontakt mit der STERNENFAUST abgerissen war. Trotz starker Funkgeräte und ständig offenem Kanal konnte sie niemand mehr hören. Die Sendereichweite war auf ein Minimum abgefallen und die Empfangsleistung ging ebenfalls gegen null. Werte, die alles andere als beruhigten, auch wenn sie einer Wolke aus Dunkler Materie kaum verwunderten.

Ein schrilles Pfeifen erklang plötzlich aus den Bordlautsprechern der Raumfähre. Alarm! Jefferson zuckte erschrocken zusammen. Der Leitende Ingenieur versuchte über die Steuerungskonsole ein Diagnoseprogramm laufen zu lassen, doch noch bevor er die Finger auf den Touchscreen legen konnte, begannen die Anzeigen hektisch auf und ab zu gehen.

»Interferenzen? Hier?«, fragte Jefferson und scannte den Nahbereich. Eine winzige Wärmesignatur inmitten der alles umfassenden, kalten Schwärze wurde angezeigt. Fieberhaft versuchte Jefferson, die Angaben der Ortungssysteme zu interpretieren. Bogdanovich hatte ebenfalls begriffen, was das bedeuten konnte und schaltete sofort einen

Funkkanal frei.

»Miller«, rief er laut, »können Sie mich hören?«

»Laut und deutlich! Sind Sie das, Bogdanovich? Dem Himmel sei Dank! Und ich dachte schon, ich …«

»Keine Panik, Miller!«, rief Jefferson ins Mikrofon. Die Erleichterung in seiner Stimme war nicht zu überhören. »Wir sind gleich bei Ihnen!«

*

Dana Frost drückte auf den Knopf, der das Schott zum Besprechungsraum neben der Brücke schloss. Stumm überprüfte sie den Status aller Kommunikationsanlagen im Raum und überzeugte sich davon, dass kein Gerät versehentlich im Standby-Modus lief und sich beim Klang einer Stimme einschalten konnte. Oder dass – wie vorhin! – zufällig irgendwo sogar noch ein Kanal offen war und jemand mit anhören könnte, was sie mit Stephan van Deyk und Bruder William zu bereden hatte.

»Er will den Brax«, ließ Dana die Bombe platzen, nachdem sich die drei gesetzt hatten.

Van Deyk ließ ein pfeifendes Geräusch ertönen, als er die Luft zwischen seinen Zähnen ausstieß. »Sieh mal an. Seinen genetischen Verwandten.«

»Das ist noch nicht alles. Er verlangt außerdem ein voll ausgerüstetes Shuttle, mit Wasser und Lebensmitteln an Bord.«

»Im Gegenzug gibt er die Geiseln frei?«, fragte Bruder William. Obwohl ihm wegen Rana nichts lieber gewesen wäre als genau das, war ihm sein Misstrauen deutlich anzuhören.

»Das behauptet er zumindest«, antwortete Dana.

»Angenommen«, sagte van Deyk, »nur mal angenommen, wir lassen uns auf so einen Deal ein. Glauben Sie wirklich, der Morax hält sich dann an die Spielregeln?«

»Das kann ich natürlich nicht vorhersagen«, meinte Dana. »Wir müssen auf alles vorbereitet sein, daher müssen wir auch alle Einzelheiten in Erwägung ziehen.«

»Wir müssen auch mit Caan noch einmal reden«, ergänzte Bruder William.

»Ja«, sagte Dana.

»Moment mal«, warf van Deyk ein. »Das klingt fast so, als sei es bereits beschlossene Sache, dass wir den Brax ausliefern. Ich meinte das nur hypothetisch.«

»Haben Sie eine bessere Idee?«, erwiderte Dana.

»Vielleicht haben Sie recht«, sagte Bruder William in van Deyks Richtung. »Davanwil genießt Gastrecht auf der STERNENFAUST. Im Grunde dürften wir noch nicht einmal daran denken, ihn zu opfern.« Der Christophorer biss sich auf die Unterlippe. Auch sein Gesicht wurde plötzlich rot. Man konnte ihm ansehen, dass er genau das

gerade selbst in Erwägung gezogen hatte.

»Wer spricht denn von Opfern!«, sagte Dana und zeigte mit keiner Regung, ob ihr die Reaktion Williams aufgefallen war. »Ich werde den Teufel tun und den Brax einfach so an Caan ausliefern. Aber wenn der Morax das *glaubt*, dann soll es mir mehr als nur recht sein.«

Dann setzte sie van Deyk und William ihren Plan auseinander. Es dauerte eine Weile, bis sie die Einzelheiten bis ins kleinste Detail besprochen hatten.

Dana blickte auf die Uhr.

»Es wird Zeit. Wir müssen Takashi und die anderen einweihen und mit Caan reden«, sagte sie. Van Deyk nickte.

»Und mit Davanwil«, fügte William hinzu.

»Das machen Sie«, erwiderte der Captain. »Gehen Sie zu ihm in die Kabine und weihen Sie ihn in alle Einzelheiten ein. I.O., Sie geben William zwei Marines zu seinem Schutz mit. Die sollen sich vor der Kabine postieren; die Ähnlichkeit der Gene dieser beiden macht mich misstrauisch – egal, wie friedlich und umgänglich sich der Brax zeigt.«

»Aye, Ma'am.«

Bruder William und van Deyk verließen das Besprechungszimmer. Dana aktivierte das Com, das sie mit Caans Sprechanlage verbinden würde.

*

»Wo sind die anderen?«, fragte Marine Ali Miller verwirrt, als er wenig später an Bord der L-1 genommen worden war und sich erschöpft aus seinem Raumanzug geschält hatte. Sie verließen gerade die Region der Dunklen Materie und die Farbschlieren des Nebels und die Sterne wurden langsam wieder sichtbar.

Es war Jefferson, der antwortete. »Die sind zurück auf der STERNENFAUST. Es war unmöglich für die anderen, darauf zu warten, bis wir Sie gefunden haben.«

»Was ist denn los? Habe ich irgendwas verpasst?«

»Das kann man so sagen«, erwiderte Jefferson und erzählte Miller von Caans Ausbruch und den anschließenden Ereignissen, so weit er informiert war. Seit etwa knapp zwei Stunden hielt die STERNENFAUST Funkstille. Und in der letzten hätte sie wegen der Dunkelwolke ja auch von der L-1 aus angerufen werden können.

»Verdammt!«, murmelte Miller. Er war fassungslos und Jefferson hörte deutlich die unausgesprochenen Selbstvorwürfe in Millers Flüchen.

»Sie sollten sich nicht schuldig fühlen«, sagte Jefferson und sah in Millers Richtung. »Die anderen sind sofort an Bord zurückgekehrt und Sie allein hätten wohl auch nichts an der Situation ändern können.«

»Doch, hätte ich«, murmelte Miller trotzig.

Typisch Marine, dachte Jefferson, *sie denken immer, dass sie allein in der*

Lage wären, eine gefährliche Situation zum Positiven zu wenden …

»Bedenken Sie mal«, knurrte Jefferson, »möglicherweise wären Sie jetzt auch tot!«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, antwortete Miller mit belegter Stimme. »In jedem Fall hätte es unsere Chancen gegen dieses Monstrum erhöht. Aber es ist müßig darüber zu spekulieren.«

Jefferson überließ Miller seiner Grübelei und schwieg. Auch er selbst hatte so seine Schuldgefühle – immerhin war das Space-Surfen seine Idee gewesen. Aber niemand hatte die jetzige Wendung der Dinge vorhersehen können.

Jetzt kam es einfach darauf an, so schnell wie möglich zur STERNENFAUST zurückzukehren.

»Können Sie die STERNENFAUST schon erreichen, Bogdanovich?«

»Nein, Sir, allerdings habe ich gerade mit der STOLZ DER GÖTTER gesprochen. Sie teilte mir mit, dass die STERNENFAUST aufgrund einer Forderung des Morax Funkstille hält und daher der Stand der Dinge nicht bekannt ist.«

»Na gut«, knurrte Jefferson. »Dann werden wir mal heimlich, still und leise landen und mal sehen, ob wir den Morax so noch überraschen können.«

*

Am schlimmsten war das Warten.

Schon die schrittweise Annäherung an den Shuttle-Hangar, in dem der Geiselaustausch vereinbart worden war, kostete mehr Zeit als erwartet. Immer wieder kamen beide Parteien auf dem Weg dorthin ins Stocken, weil Caan eine Falle befürchtete und deshalb alles anhalten ließ.

Schon bevor sich alle Beteiligten auf den Weg zum Shuttle-Hangar gemacht hatten, war viel Zeit verstrichen, die an den Nerven aller zehrte. Einige der Geiseln hatten offensichtlich so viele Nadlerschüsse abbekommen, dass sie immer noch bewusstlos waren.

Dem Morax war das gar nicht recht; er hätte lieber gehabt, wenn die Gefangenen selbst gelaufen wären. Sie sollten wach sein und aus eigener Kraft zum Übergabeort laufen.

Nur mit knapper Not war der Marine Philipp Harris dem angedrohten Schicksal entkommen, dass Caan ihm die Finger einzeln brechen würde, sollten sich seine Aussagen als falsch erweisen. Doch Rana Quaid hatte ihn gerettet – sie hatte den Morax wütend darauf hingewiesen, dass er seine Drohung nur auf den Fall bezogen habe, die Ohnmächtigen würden vorzeitig aus der Bewusstlosigkeit erwachen. Immerhin sei Philipp Harris ein Soldat und kein Arzt.

Eine kurze Zeit hatte es so ausgesehen, als ob sich der Morax auf sie stürzen und kurzen Prozess mit ihr machen wolle. Wütend mit den Hauern knirschend hatte Caan nachgegeben – es hätte zwar Spaß

gemacht, diesem jämmerlichen Abklatsch von einem Soldaten sämtliche Finger zu brechen, aber genutzt hätte es nichts. Vielleicht würde er die Hände dieses Sklaventiers noch brauchen.

Doch Ranas Argumente brachten ihn auf eine Idee. Zur Überraschung aller verlangte er einen Vorab-Geiselaustausch: Rana gegen Dr. Gardikov! Eine Schamanin konnte genügend Medikamente mitbringen, um die Bewusstlosen aufzuwecken – und sie war sicher als Austauschmaterial wertvoller als die anderen Geiseln.

Captain Frost lehnte zunächst ab. Die Aktion sollte so rasch wie möglich beendet werden. Allerdings drängte nun Dr. Gardikov ihrerseits den Captain, dem Ansinnen Caans nachzugeben. Tatsächlich schienen sich bessere Möglichkeiten zu bieten, wenn die Ärztin in die Nähe des Morax gelangen konnte.

Aber selbst dieser Austausch zog sich in die Länge, verstanden ihn doch beide Parteien unausgesprochen als eine Art Generalprobe, mit der sie überprüfen konnten, wie ernst es die Gegenseite meinte. Von Ehrlichkeit wollte in diesem Zusammenhang ohnehin niemand reden.

»Ich schenke dir die Freiheit, Sklavin«, grunzte Caan in Ranas Richtung, als er sich davon überzeugt hatte, dass Simone Gardikov allein, unbewaffnet und nur mit ihrem Arztkoffer in der Hand in den Aufenthaltsraum neben der Bordküche gekommen war. Noch immer lagen hier die Leichen der Crew-Mitglieder herum, die Caan zu Beginn seines Amoklaufes zum Opfer gefallen waren. Er ließ Rana anstandslos gehen.

Die Systemanalytikerin stolperte wortlos auf den Gang. Es dauerte höchstens zwei, drei Sekunden bis Rana von einigen Marines in Empfang genommen und an Bruder William weitergereicht wurde. Dana konnte aus eigener Erfahrung nachfühlen, wie Rana zumute war. Einerseits war da die Erleichterung, freigekommen zu sein, ihr und William anzusehen und andererseits gab es da sicher dieses Schuldgefühl, die übrigen Geiseln im Stich gelassen zu haben.

»Er hat Wort gehalten«, sagte van Deyk, so als könne er es immer noch nicht glauben.

»Er will uns mit dieser Geste in Sicherheit wiegen«, erwiderte Dana mit unbewegtem Gesicht. Sie winkte jetzt den Brax zu sich, den Bruder William über alles Notwendige informiert hatte, um noch einmal einige Details der heiklen Situation mit ihm durchzusprechen.

Nachdem die letzte Geisel das Bewusstsein wiedererlangt hatte und es endlich so weit war, dass der eigentliche Austausch würde stattfinden können, betraten die beiden Gruppen den Hangar durch gegenüberliegende Innenschotts. Wegen der zwei im Normalfall hier untergebrachten Shuttles wäre in der Regel kaum Platz gewesen für alle Beteiligten. Doch da L-1 jetzt mit Jefferson und Bogdanovich noch auf der Suche nach Marine Ali Miller war, hatte van Deyk das Hangar für den Geiselaustausch vorgeschlagen.

Caan war damit einverstanden gewesen – war doch die Fähre, die er verlangt hatte, so in bequemer Reichweite. Diesen Sklaventieren war

zuzutrauen, dass ihnen sowohl dieser weiße Affe als auch er egal waren, sobald er ihnen die an sich wertlosen Geiseln überlassen hatte. Hauptsache, er konnte von diesem armseligen Schiffchen fliehen, diesen widerlichen Verräter mitnehmen und ihn der Gerechtigkeit Denuurs überantworten. Vielleicht ließ sich so auch die eigene Schande, in Gefangenschaft so minderwertiger Wesen (Sie waren sogar so dumm gewesen, ihm zu erklären, was er im Shuttle zu tun hatte, um es sicher von Bord zu fliegen! Ein *Trepran* war nicht *so* zurückgeblieben) geraten zu sein und damit die eigene Ehre verloren zu haben, wieder abwaschen.

Dana war die Szenerie recht gewesen. Wenn alles planmäßig verlief, würde es überhaupt nicht dazu kommen, dass die Fähre das Schiff verließ.

Umgeben von seinen Geiseln, die noch immer paarweise aneinandergefesselt waren und sich nur mit Mühe bewegen konnten, näherte sich Caan dem offenen Schott des Shuttles.

Vielleicht war das mit dem Brax nur ein Ablenkungsmanöver!, schoss es Dana plötzlich durch den Kopf, *und er ist gar nicht an Davanwil interessiert …*

»Er benutzt sie als Schutzschilde«, knurrte van Deyk wütend zwischen den Zähnen. »Es sieht so aus, als würde er die Geiseln behalten! Verdammt!«

Caan stand bereits in der Schleuse des Shuttles und hielt für alle sichtbar die Fernbedienung, die die Sprengkapseln zünden würde, in der Hand. In der anderen hielt der Morax den Thermostrahler. Außerdem hatte er sich zwei Gaussgewehre über die Schultern gehängt. Dana sah, wie ihr Dr. Gardikov, die jetzt an Philipp Harris gefesselt war, einen verzweifelten Blick zuwarf und beinahe unmerklich den Kopf schüttelte.

Verdammt. Sie ist also nicht nahe genug an ihn herangekommen, dachte Dana. Sie atmete kurz durch und verdrängte den Gedanken daran wieder. Im Grunde hatte sie nichts anderes erwartet. Gardikovs Vorschlag, dem Morax irgendwie und irgendwann eine Betäubungsspritze zu verpassen, war eigentlich noch nicht einmal als Plan B oder C, sondern bestenfalls als allerletzte Möglichkeit in Frage gekommen. Die Wahrscheinlichkeit, dass der Morax sie nahe genug an sich herankommen ließ, war sehr gering und wäre für Dr. Gardikov selbst mit zu viel Gefahr verbunden gewesen.

Dana versuchte, sich trotz ihrer zum Zerreißen gespannten Nerven zusammenzunehmen.

»Her mit dem bleichen Affen!«, rief Caan mit lauter gutturaler Stimme, die in dem weiten Hangar widerhallte. Dana zuckte kurz zusammen und bemerkte erst jetzt, dass bisher alles nahezu geräuschlos abgelaufen war. Ganz sicher war sie nicht die einzige, die unwillkürlich immer wieder die Luft anhielt.

Davanwil trat ruhig ein paar Schritte vor. Er trug das Unterteil seines goldenen Raumanzugs, der ihn, vollständig übergezogen, wie eine

metallene, fugenlose Statue aussehen ließ.

»Die Geiseln«, erwiderte Dana jetzt mit ebenso lauter und wie sie hoffte, fester Stimme. Wortlos winkte der Morax, und die Gefangenen setzten sich in mühseliger Art in Bewegung, bei der immer einer von der Zweiergruppe rückwärts laufen musste. Dennoch blieben die acht Gefangenen zusammen. *Psychologisch verständlich, jedoch taktisch unklug*, dachte Dana gereizt. So blieb für die Marines keine Möglichkeit, auf den Morax zu schießen – die Geiseln wirkten nach wie vor wie ein Schutzschild für Caan.

»Los, schneller, du Verräter!«, rief der Morax erneut. Langsam ging Davanwil weiter. Er und die Geiseln trafen sich in der Mitte des Hangars und blieben unwillkürlich stehen. »Weiter, weiter!«, drängte Caan.

»Moment«, erwiderte Dana. »Die Fernbedienung für die Sprengkapseln!«

»Die kannst du dann haben, wenn der verräterische Affe nahe genug bei mir ist und mich deckt«, knurrte der Morax. »Ihr ehrlosen Sklaventiere würdet mich doch sonst einfach abknallen. Glaubst du, das ließe ich mit mir machen?«

Dana nickte. »Langsam«, sagte sie mit nach außen hin ruhiger Stimme. Bis jetzt lief alles wie geplant. *Gut, gut, du sollst dich ja sicher fühlen …*

Davanwils Mut, der trotz der »Sicherungen«, die eingeplant waren, ein ungeheures Risiko einging, war zu bewundern. Der Brax zeigte weder Furcht, noch sonst eine Regung, als er an den Geiseln vorbei auf den Morax zuging.

Doch gerade in diesem Moment, als ein winziger Funken Optimismus und Hoffnung in der STERNENFAUST-Crew zu keimen begann, ging alles schief und die Ereignisse liefen komplett aus dem Ruder.

Kaum stand Davanwil wie vereinbart unmittelbar vor Caan, der in diesem Augenblick, ebenfalls wie abgemacht, die Fernbedienung auf den Boden legen und mit einem leichten Tritt außer Reichweite befördern sollte, ertönte ein lautes Geräusch, mit dem weder der Morax, noch Captain Frost oder einer ihrer Leute gerechnet hatte.

Ein schriller Alarm setzte ein.

*

Der Alarm! Das schrille Pfeifen und das rotierende Blinken eines Warnsignals konnte nur eins bedeuten: Die L-1 setzte an, um in den Hangar einzufliegen!

Dana unterdrückte einen Fluch und bellte einen Befehl an Sergeant Takashi.

»Die Geiseln! Passen Sie auf die Geiseln auf! Und lassen Sie den Morax nicht ins Shuttle!« Ihre Stimme drohte in der ausbrechenden

Hektik, dem Pfeifen des Alarms und den Rufen der Geiseln und der Marines gnadenlos unterzugehen.

Schon begann sich auch die vordere Schleusenwand zu schließen, um einen geringen Teil des Hangars luft- und druckdicht zu schließen. So konnten die Fähren landen, ohne dass man gleich den ganzen Hangar räumen musste. Das hatte sich als schneller und effizienter – und im Zweifelsfall damit im All als lebensrettend erwiesen. Immerhin war die STERNENFAUST ein Sondereinsatzkreuzer des Militärs.

Als Caan den Alarm hörte, fuhr er herum. Er hatte mit vielem gerechnet, doch nicht damit, das man versuchte, ihn mit Lärm abzulenken! Einer der Marines, der sich am Schott, durch das der Morax mit seinen Geiseln den Hangar betreten hatte, postiert hatte, reagierte schnell und schoss mit einem Nadler auf die Hand des Morax, die den Fernzünder für die Sprengladungen hielt. Mit ohrenbetäubendem Schmerzgebrüll ließ Caan den Fernzünder los. Er flog in hohem Bogen durch die Luft. Dana blickte ihm zu Tode erschrocken hinterher und erwartete im gleichen Moment, dass die Sprengsätze hochgingen. Doch das geschah zum Glück nicht.

Dafür schwebten plötzlich Davanwil und Caan in drei, vier Metern Höhe. Der Brax hatte, statt wie abgesprochen zuerst seinen Anzug zu schließen, wohl ebenfalls erschrocken vom Schleusenalarm, das Antigrav-Aggregat aktiviert. Caan jedoch wollte den Brax, der in seinen Augen ein Verräter war, nicht gehen lassen. Er klammerte sich geistesgegenwärtig an den Artverwandten und wurde von ihm mit in die Höhe gerissen.

Das Zischen des Thermostrahlers in Caans Pranke ertönte, ein Geräusch, das nicht nur vom gleichzeitigen, leisen Hacken verschiedener Nadler der Marines, die wie wild auf den Morax schossen, zerschnitten wurde, sondern auch vom Rest des Tumults.

Wenige Augenblicke später schob sich die Trennwand vor dem Landeplatz der L-1 wieder zurück. Davanwil, dessen Antigrav-Aggregat aus irgendeinem Grund ausgefallen war, und Caan prallten in dem Moment mit einem heftigen Aufschlag zurück auf den Boden, als Jefferson, Bogdanovich und Miller die L-1 verließen und den Hangar betraten. In Ermangelung seiner üblichen Marine-Panzerung und -Bewaffnung nahm Miller sein Surfbrett und schlug es mit voller Wucht dem gerade auf dem Bauch gelandeten Caan auf den Hinterkopf. Doch statt das Bewusstsein zu verlieren, sprang der Morax hoch, fegte das Board zur Seite, packte Miller und den völlig verdattert danebenstehenden Jefferson und zerrte sie in die Schleuse des Shuttles direkt neben ihnen.

Gleichzeitig bildete sich eine Traube um die immer noch aneinandergebundenen Geiseln. Jeder wollte so schnell wie möglich bei ihnen sein, um sie von ihren Fesseln, vor allem aber von den Sprengladungen zu befreien und diese sofort durch das Entfernen der Zünder unschädlich zu machen.

Höchstens einen Atemzug später schob sich das Schleusentor vor das

gerade erst gelandete Shuttle. Alles in allem war keine halbe Minute vergangen.

»Er ist draußen«, sagte van Deyk, der gerade eine Geisel von den Fesseln befreit hatte und starrte an die Stelle, wo sich noch Sekunden zuvor die L-1 befunden hatte. »Und hat er wirklich Miller und Jefferson?«

»Nicht nur das«, erwiderte Dana und spürte, wie Wut in ihr hochkochte. Wieder war es einem Morax gelungen, auf ihrem Schiff, der STERNENFAUST, Tod und Verwüstung zu hinterlassen! Sie zeigte auf das goldene Bündel in einiger Entfernung und ging mit schnellen Schritten zu dem reglos am Boden liegenden Brax. »Er hat Davanwil getötet.«

*

Der Thermostrahl, den Caan aus nächster Nähe auf ihn abgefeuert hatte, hatte Davanwil übel zugerichtet. Ursprünglich – so hatte sie ihm eingeschärft – sollte er als Erstes seinen Anzug schließen, was im Notfallmodus innerhalb von drei Hundertstelsekunden möglich war. Mit Hilfe des Antigravs hätte er sich, geschützt von seinem Anzug, aus der Gefahrenzone bringen können. Etwaige Treffer wären wesentlich sanfter ausgefallen und auch wenn ein verirrtes Projektil sicher Schäden hinterlassen hätte, die Wahrscheinlichkeit, dass er mit dem Leben davonkam, war mit Raumanzug wesentlich größer als ohne.

Doch während Dana noch auf den Brax starrte und sich fragte, wie sie das Unglück hätte verhindern können, sah sie, dass sich das eine, nicht verbrannte Auge in Davanwils schrecklich entstelltem Gesicht bewegte.

»Dr. Gardikov!«, rief sie laut. »Hier, schnell! Er lebt!«

Dana bemerkte, dass sich Davanwils Lippen bewegten. »Ruhig«, sagte sie und bedachte überhaupt nicht, dass er sie ohne Translator gar nicht verstehen konnte. »Gleich wird Ihnen geholfen. Es wird alles gut.«

Verdammte Lügnerin!, dachte sie gleichzeitig erbittert. In diesem Moment hörte sie, dass es die immer gleichen Laute waren, die der sterbende Brax wiederholte. Rasch drückte sie auf die Aufnahmetaste ihres Armbandcoms.

*

Jefferson hätte sich ohrfeigen können. Wie leichtsinnig war es gewesen, wieder in den Hangar der STERNENFAUST einzufliegen, statt draußen auf ein Okay zu warten! Er hatte sich von seinen und Millers Schuldgefühlen leiten lassen, anstatt sich von seiner Vernunft und seiner Ausbildung leiten zu lassen.

Mit einer Hand hielt Caan den Thermostrahler, dessen Mündung

langsam zwischen Jefferson und Miller hin und her schwenkte. Mit einlullender Regelmäßigkeit bewegte sich die Waffe von links nach rechts. Mit der anderen Hand versuchte der Morax zwei Dinge gleichzeitig zu machen. Einerseits versuchte er das Shuttle zu manövrieren, andererseits tasteten seine Krallen immer wieder nach den Bedienungselementen des Bergstromfunkgeräts.

»Er will seine Leute alarmieren!«, flüsterte Jefferson den direkt neben ihm gelandeten Miller zu. Er mochte sich gar nicht erst ausmalen, welche Hölle losbrechen würde, wenn einer oder mehrere der riesigen Morax-Raumer in diesem Sektor materialisierten.

»Wir müssen etwas unternehmen«, erwiderte Miller ebenso leise. Mit ärgerlichem Knurren blickte Caan sie beide an und zielte mit der Waffe auf den Marine. Mit einem bösen Grinsen ließ er den Sicherungshebel aufschnappen. Beschwichtigend hob Jefferson die Hand. In diesem Moment begann die Funkanlage der L-1 zu knattern. Sofort wandte sich Caan dem Mikrophon zu und begann mit seiner bellenden Stimme eine Reihe von Befehlen und Informationen abzuspulen. Gelegentlich hielt er kurz inne, um auf das zu lauschen, was ihm von seinem Gesprächspartner gesagt oder gefragt wurde. Offensichtlich hatte er ein Schiff oder eine Station der Morax erreicht.

Zeit, das Selbstmitleid beiseitezuschieben und den Fehler der Unüberlegtheit wieder auszubügeln, beschloss Jefferson.

»Nehmen Sie langsam und unauffällig Ihren Helm«, zischte er kaum hörbar und beobachtete, wie Millers Hand über den Boden kroch, seinen Helm berührte und ihn langsam Millimeter für Millimeter zu sich heranzog.

»Und jetzt mir nach!«, flüsterte Jefferson und sprang im gleichen Moment auf. Gemeinsam hechteten sie durch das Innenschott der Schleuse. Miller hieb auf die Notverriegelung, die das Schott binnen einer Zehntelsekunde schloss. Sie hörten das wütende Geschrei Caans und sahen gleichzeitig, wie eine Stelle des Schotts rot aufglühte, als der Morax von der anderen Seite dagegenfeuerte. Doch sie hatten in diesem Augenblick ganz andere Sorgen, da die Notverriegelung des Innenschotts automatisch das Außenschott geöffnet hatte und sie mitsamt der in der Schleuse befindlichen Luftblase ins All geschleudert wurden. Die ausströmende Luft hatte sie von der Fähre weggetrieben – die blitzschnelle Reaktion Millers hatte beiden keine Zeit mehr gelassen sich irgendwo festzuhalten.

»Zurück zur L-1!«, sagte Jefferson per Funk, als er erleichtert sah, dass auch Millers Helm richtig schloss.

»Warum, zur Hölle, das denn? Wir melden uns bei der STERNENFAUST per Funk und …«

Jefferson war bereits wieder auf dem Weg zum Shuttle. »Mensch, Miller, schalten Sie doch mal Ihr Hirn an! Der Morax hat offenbar für genug Chaos an Bord gesorgt – da wird grade kein Funkverkehr abgehört. Der Kerl hatte Geiseln, wir müssen jetzt dafür sorgen, dass er nicht abhaut.«

»Und jetzt wollen Sie auf dem Shuttle …«
»Genau, wofür bin ich ein Genetic Engineer! Und Sie können mir dabei helfen. Also los!«
»Aye, aye, Sir!«

*

»Ja, da bin ich Ihrer Ansicht. Es sind eindeutig Koordinaten«, sagte John Santos, als er von Dana die inzwischen übersetzten, letzten Worte Davanwils vorgespielt bekam. Inzwischen hatte die STERNENFAUST langsame Fahrt aufgenommen und folgte dem von Caan entführten Shuttle. »Und das Wort Denuur. Sieht ganz so aus, als befände sich Denuur an dieser Stelle.«
»Ma'am«, rief Ashley Briggs und schaltete seine Orteraufnahmen auf den großen Bildschirm. Winzig klein, aber dennoch deutlich war der kristallisierte Luftstrom zu erkennen, der jetzt explosionsartig aus der Schleuse der L-1 drang und eine glitzernde Spur hinter dem sich schnell entfernenden Shuttle bildete.
»Es muss Jefferson und Miller gelungen sein zu fliehen!«, sagte van Deyk triumphierend.
»Das heißt, Feuer frei!«, rief Robert Mutawesi.
»Langsam!«, unterbrach Danas schneidende Stimme. »Es kann auch sein, dass es Jefferson und Miller gelungen ist, Caan ins Freie zu befördern!«, beschwichtigte Dana. »So gut sind die Orteraufnahmen nicht, dass wir Einzelheiten erkennen …«
»Ich empfange ihren Funkverkehr«, sagte Susan Jamil.
»Laut stellen!«, sagte Dana. Was sie zu hören bekamen, war ein von vielen Störgeräuschen überlagerter Dialog, von dem sie in aller Deutlichkeit nur eines verstanden.
»Diese Idioten!«, schimpfte Mutawesi. »Sie fliegen zurück zum Shuttle. Was wollen die da?«
»Abwarten«, knurrte Dana. Mittlerweile starrte jeder auf der Brücke auf den Monitor. Zäh wie Kaugummi zogen sich die Sekunden dahin, aber nichts geschah.
»Warum bekommen wir keinen Funkverkehr mehr von ihnen rein?«, fragte Briggs mit unüberhörbarer Nervosität.
Susan Jamil zuckte nur mit den Schultern.
In diesem Moment sahen sie, wie sich der kleine unscheinbare Punkt, den die L-1 auf dem Bildschirm darstellte, plötzlich vergrößerte und dann wie eine kleine Sonne aufglühte, um nur Sekunden später wieder zu verblassen.
»Sie … sie haben das Shuttle zerstört«, sagte Ashley Briggs mit belegter Stimme. »Und sich selbst dabei geopfert …«
»Nein, nein«, knatterte in diesem Moment das Funkgerät. »So schnell werdet ihr uns nicht los!«
»Jefferson«, sagte Dana. »Schön, Sie zu hören! Wie haben Sie das

gemacht?«

»Ein kleiner Kurzschluss zwischen Akkumulatoren und Transformer, Ma'am. Geht ganz einfach und löst das Problem schnell und effektiv. Tut mir nur leid wegen des Shuttles …«

»Was macht Miller?«

»Mir geht's gut, Ma'am! Ich fürchte nur, die Druckwelle der Explosion hat uns ein bisschen vom Kurs abgebracht. Und ich weiß nicht, wie lange noch die Energie unserer Antigrav-Aggregate reicht.«

»Wir holen Sie«, sagte Dana und atmete zum ersten Mal seit Stunden wieder auf.

*

»Wir wissen nicht, ob es Caan tatsächlich gelungen ist, seinen Artgenossen unsere Position zu übermitteln. Aber die Koordinaten in Kombination mit dem Wort Denuur lassen vermuten, dass das Ziel unserer Expedition dort liegen könnte«, schloss Dana ihren Bericht an die anderen Kommandanten der Expedition.

»Das ist in der Tat wahrscheinlich!« Kkiku'h wedelte aufgeregt mit den Fühlern.

»Wie aufregend, zu denken, dass wir dort tatsächlich erfahren könnten, was es mit den Toten Göttern auf sich hat!«

»So weit sind wir noch nicht, denke ich«, ließ sich jetzt Kaishuk vernehmen. »Aber da wir diesen Raumsektor sowieso schnellstmöglich verlassen sollten, ist dieser Punkt sicher der wünschenswerteste.«

»Dem kann ich nur beipflichten«, ließ sich Shesha'a vernehmen. »Und an dieser Stelle darf ich Captain Frost und ihrer Besatzung noch einmal meine Anteilnahme für die verlorenen Besatzungsmitglieder aussprechen. Auch wenn wir froh sein dürfen, dass es keine weiteren Opfer gab.«

Mirrin-Tal, dessen Zurückhaltung an der Unterhaltung bisher darauf schließen ließ, dass er am liebsten die Erkenntnisse rund um den Brax ignoriert hätte und wieder nach Hause geflogen wäre, klapperte lediglich zustimmend mit dem Schnabel.

»Dann darf ich also zusammenfassen: Dank Captain Frost und der STERNENFAUST haben wir jetzt die Erkenntnis, dass es sich bei Brax und Morax um Artverwandte handelt, und höchstwahrscheinlich um Hilfsvölker der Toten Götter. Vielleicht ist Denuur ein Vertreter dieser Toten Götter, vielleicht auch nicht. Aber um das herauszufinden, sollten wir uns zu den Koordinaten begeben, die uns der Brax genannt hat.«

Alle signalisierten ihre Zustimmung.

»Gut. Dann lassen Sie uns losfliegen. Auf dass wir das Rätsel der Toten Götter lösen können, bevor es in unserer Expedition noch mehr Verluste gibt!«

ENDE

HINTER DER FRONT

Leserstory

von Gregor Eder

Die Werft war eine der größten des Star Corps und derzeit auch eine der lebhaftesten. Es herrschte Hochbetrieb und jeden Tag dockten immer wieder andere Schiffe an, die hier repariert, beladen und bestückt wurden. Die Schleppen und Docks waren ständig belegt und die Belegschaft der Raumwerft hatte alle Hände voll zu tun. Nur eine Schleppe konnte ständig mit dem selben Gast aufwarten und das nun schon etliche Wochen. Der *Dreadnought* LIBERTY war hier zu Gast und da er vom Bug bis zum Heck aufgeschnitten war wie ein Fisch, der filetiert werden sollte, würde er seinen Platz auch noch einige Wochen, wenn nicht sogar Monate, behalten. Dutzende Wartungsroboter und Techniker in Raumanzügen umschwärmten die Hülle des Giganten und stürzten sich auf jene Stellen, die ihre schützende Hüllenpanzerung verloren hatten, um sich tief in die Eingeweide des schlafenden Riesen zu bohren.

Im geräumigen Hangar des *Dreadnought* begrüßte in diesem Moment der derzeitige Kommandant Captain Julian von Frisch seinen Gast. »Admiral Mifune, es ist mir eine Ehre …«

»Lassen Sie den Unsinn, Captain«, winkte der Angesprochene ab. »Sie wissen doch verdammt genau, wie langweilig solche Routinebesuche sein können. Noch dazu wenn mir bei jedem Halt Hunderte Wartungsberichte unter die Nase gehalten werden.«

»Keine Sorge Sir, in diesem Punkt werde ich mich zurückhalten«, versicherte Julian lächelnd, während er seinen Gast und dessen Stab zum Lift führte.

»Eine sehr gute Einstellung, Captain«, erwiderte der Admiral zufrieden, bevor sich die Fahrstuhltüren hinter den Offizieren schlossen.

»Commodore Aquila hielt es für unter seiner Würde, Umbau und Wartung eines alten *Dreadnought* selbst zu überwachen. Auch wenn ich nichts dagegen habe, jetzt den Befehl zu führen …«, von Frisch schenkte Admiral Mifune gerade eine Tasse Tee ein und lehnte sich dann zurück, »… bin ich keinesfalls seiner Meinung!«

»Mit anderen Worten: Sie lehnen auch keinen Auftrag ab, der ihrer Karriere auf den ersten Blick nicht sonderlich förderlich ist« stellte Mifune fest, bevor er zu seiner Tasse griff. »Ah, echter Tee! Ich bin beeindruckt und Ihnen schon wohlgesonnen. Ich hoffe, Sie können mich noch weiter verwöhnen?«

»Aye, Aye Admiral«, versicherte Julian, bevor er ein Pad hervorholte und kurz einige Daten aufrief. »Die Werfttechniker sind mit dem Abriss so gut wie fertig und machen sich inzwischen an den

Wiederaufbau. Die Installation der neuen Panzerung, die auch gegen Ionenkanonen wirksam ist, wird wohl noch mindestens einen Monat dauern. Vielleicht auch noch länger, je nachdem, wie lange der Umbau der oberen und unteren Gausskanonen dauert.«

»Sie meinen die Umrüstung auf *schwenkbare* Gausskanonen, oder?« erkundigte sich Mifune, während er weiterhin an seinem Tee nippte.

»Ganz genau. Ein *Dreadnought* ist nicht wendig genug, um die Rolle durchzuführen und aus diesem Grund wurde beschlossen, auf die neuen Waffen zurückzugreifen.« Von Frisch ließ das Datenpad sinken und griff nun seinerseits zum Tee. Die »Rolle«, wie das im ersten Kridan-Krieg erfundene Manöver genannt wurde, bestand darin, das Schiff um die Längsachse rollen zu lassen und mit allen Waffen gleichzeitig zu feuern. Nicht gerade sehr zielgenau oder munitionssparend, aber äußerst wirksam. Allerdings ging das nur bei kleineren Einheiten wie Zerstörern oder leichten Kreuzern. Alle größeren Schiffe konnten einfach nicht schnell genug rollen und wenden, um damit einen Vorteil zu erlangen. Doch dieses Problem sollte durch die beweglichen Gausskanonen gelöst werden.

»Vermutlich wird uns das alles allerdings nichts mehr nützen«, fuhr der Captain nun fort. »Zumindest nicht in nächster Zeit. Aber sollte der Konflikt mit den Morax länger andauern, könnten wir doch noch zum Einsatz kommen.«

»Verstehen Sie mich nicht falsch, Captain«, antwortete ihm Admiral Mifune mit ernster Stimme. »Aber ich wünschte mir, die LIBERTY würde schon morgen fertiggestellt werden. Die Angst, dass sich diese neue Bedrohung zu einem Krieg ausweiten könnte, ist wesentlich größer als die Hoffnung, dass es nur lokale Schwierigkeiten sind, bei denen wir nur ein wenig eingreifen müssen.«

»Die empfangenen Berichte und Nachrichten sind guter Nährboden für diese Angst. Aber wie schlimm steht es wirklich?«, wollte von Frisch wissen und erntete dafür nur ein Schulterzucken.

»Wenn ich das wüsste, würde ich es Ihnen sagen.« Ehrliches Bedauern klang in der Stimme des Admirals mit. »Es gibt keine Front, wie bei den Kridan oder den Dronte. Die Morax scheinen noch nicht einmal gezielt vorzugehen, sondern sich ihre Opfer wahllos auszusuchen. Wenn wir sie einmal geballt erwischen würden, dann könnten wir sie mit Sicherheit schlagen …«

Bevor Julian etwas darauf erwidern konnte, betrat Commander Dennings, sein I.O., die Offiziersmesse und näherte sich ihnen.

»Was gibt es, Commander?«

»Wir haben neue Informationen aus dem J'ebeem-Reich bekommen«, antwortet der Offizier aufgeregt. »Admiral Levonian hat die Morax gestellt.«

»Wenn man vom Teufel spricht!«, erwiderte Mifune und zeigte dann auf einen Stuhl. »Setzen Sie sich, Commander, und dann berichten Sie. Und mögen Sie uns gute Neuigkeiten bringen …«

ENDE



In Denuurs Reich

von Alfred Bekker

In den Tiefen des Alls und am Ende aller Spuren der Expedition finden die STERNENFAUST und ihre Begleitschiffe eine riesige Raumstation.

Schwer bewacht von Morax-Raumern ist der »Sitz der Götter« das Ziel einer langen Reise.

Aber noch bevor eine Kontaktaufnahme gelingt, beginnt eine Schlacht, nach der nichts sein wird wie zuvor …

* siehe STERNENFAUST Band 70: »Der Renegat«
* siehe STERNENFAUST Band 67: »Zwischen drei Sonnen«
* siehe STERNENFAUST Band 69: »In Ketten«
* siehe STERNENFAUST Band 12: »Space-Surfer«